opłata pocztowa uiszczona gotówką.

Einzelpreis 20 Groschen.

Neues Schlesisches Tagblatt

Unabhängige Tageszeitung.

Redaktion und Hauptgeschäftsstelle, Bielsko, Pilsudskiego 13, Tel. 1029. Geschäftsstelle Katowice, ul. Mlynska 45-3. Erscheinungsweise: täglich morgens. Betriebsstörungen begründen keinerlei Anspruch auf Rückerstattung des Bezugspreises. Bankkonto: Schlesische Eskomptebank, Bielsko. Bezugspreis ohne Zusendung Zl. 4.— monatl., (mit illustrierter Sonntagsbeilage „Die Welt am Sonntag" Zl. 5.50), mit portofreier Zustellung Zl. 4.50, (mit illustr. Sonntagsbeilage Zl. 6.—). Anzeigenpreis: im Anzeigenteil die 8 mal gespaltene Millimeterzeile 16 Groschen, im Reklameteil die 6 mal gespaltene Millimeterzeile 32 Groschen. (Bei Wiederholung Rabatt).

2. Jahrgang. Dienstag, den 24. Dezember 1929. Nr. 345.

Bartel designierter Ministerpräsident.

Das Berufungsschreiben.

Warschau, 22. Dezember. Die Kabinettskanzlei des Staatspräsidenten verlautbart: Der Herr Staatspräsident hat am 21. ds. zwei Schreiben folgenden Inhaltes ausgegeben:

An den Herrn Prof. Dr. Kasimir Bartel in Lemberg.

Ich übertrage Ihnen die Mission der Bildung der neuen Regierung.

Warschau, den 21. Dezember 1929.

Der Staatspräsident der Polnischen Republik:
Moscicki mp.

An den Herrn Ministerpräsidenten Dr. K. Switalski.

Geehrter Herr Ministerpräsident!

Ich kann nicht widerstehen Ihnen meine Dankbarkeit für Ihre ganze Tätigkeit als Ministerpräsident auszudrükken. Insbesondere bin ich Ihnen dafür dankbar, daß Sie mit einer solchen Selbstverleugnung in einer für Sie so schwierigen Lage während der sich leider verzögernden Krise auf Ihrem Posten ausgeharrt haben. Sie haben es verstanden, dies so durchzuführen, daß die Regierungskrise nicht zur allgemeinen inneren Krise geworden ist. Ich war während der für mich schwierigen Tage oft mit meinen Gedanken bei Ihnen mit dem Gefühle tiefsten Mitgefühls. Ich bin jedoch gezwungen, Sie zu ersuchen, die Last weiter zu tragen bis zur Bildung des neuen Kabinettes.

Warschau, den 21. Dezember 1929.

Der Staatspräsident der Polnischen Republik:
Moscicki mp.

Das neue Kabinett.

Trotzdem der „neue" (bereits zum fünften Mal) Ministerpräsident Prof. Bartel, erst heute, Montag, in Warschau eintrifft, um die Kabinettsbildung durchzuführen, wurde die Besetzung der einzelnen Ressorts schon eifrig besprochen und kommentiert, obwohl nichts Positives verlautbart wurde. Nach diesen Versionen soll Innenminister Gen. Slawoj-Skladkowski aus dem alten Kabinett durch den ehemaligen Posener Wojewoden Dunin-Borkowski ersetzt werden, Finanzminister soll entweder Min. Byrka oder Prof. Krzyzanowski werden. Der gewesene Ministerpräsident Dr. Switalski soll Vizepräsident der Obersten Staatlichen Kontrollkammer werden, aber erst nach einem Erholungsurlaub. Weiters soll Min. Jurkiewicz als Arbeitsminister zurückkehren usw.

In Wirklichkeit sind das alles noch Kombinationen die sich nur in einigen Fällen bewahrheiten werden, nur die Kombination Switalski ist fast sicher. Der durch den J. K. C. telefonisch befragte Ministerpräsident Bartel bezeichnete alles als aus der Luft gegriffen, so daß wir erst heute oder morgen erfahren werden, wie das neue Ministerium aussehen wird.

In politisch gut unterrichteten Kreisen herrscht die Meinung vor, daß sich das neue Kabinett nicht allzu sehr von dem alten unterscheiden wird.

Das Warschauer sozialdemokratische Blatt erblickt in der Betrauung Dr. Bartels mit der Regierungsbildung eine Niederlage der gegen[illegible]. Ein der rechten Opposition angehörendes Blatt äußert Zweifel, ob die in der letzten Zeit einflußreich gewordenen politischen Kreise des Pilsudskilagers den neuen Ministerpräsidenten auch genügend unterstützen werden. Die Blätter, die dem Marschall Pilsudski nahestehen, erinnern daran, daß der jetzt mit der Regierungsbildung beauftragte Professor Bartel sich am Ende seiner letzten Ministerpräsidentschaft ausdrücklich als ein getreuer Beamte und Soldat des Marschalls Pilsudski bezeichnet hat.

Bartel nimmt den Auftrag zur Kabinettsbildung an.

Warschau, 23. Dezember. Ministerpräsident Dr. Bartel hat den Auftrag zur Neubildung des Kabinettes angenommen und trifft heute zur Führung der Verhandlungen in Warschau ein.

Die Presse der Linksparteien erwartet weitgehende Veränderungen in den Regierungsämtern, während die nationaldemokratische „Gazeta Warszawska" betont, daß von Bartel nur eine Aenderung der Taktik der bisherigen Regierung zu erwarten sei, daß er im übrigen aber dieselbe Richtung vertreten werde und daher von der oppositionellen Presse keine Aenderung ihrer Haltung erwarten dürfe.

II. Haager Konferenz.

Paris, 23. Dezember. „Echo de Paris" bemerkt zu der gestrigen Unterredung zwischen Ministerpräsident Tardieu und Premierminister Jaspar, daß als Zeitpunkt für die Eröffnung der zweiten Haager Konferenz der 3. Januar beibehalten werde. Entgegen gewissen Gerüchten ist nicht eine Verschiebung eingereicht worden. In Rechtskreisen hoffe man, daß die Konferenz sich erfolgreich gestalten werde und man glaube sogar, daß sie in einer Woche zum Abschluß gelangen könne. Ministerpräsident Tardieu wird die französische Delegation führen und bis zum Schluß der Konferenz im Haag bleiben.

Aufhebung der Ein- und Ausfuhrverbote

Beschluß der internationalen Konferenz.

Paris, 23. Dezember. Das Protokoll der internationalen Konferenz für die Aufhebung der Ein- und Ausfuhrverbote, das, wie bereits berichtet, am 20. ds. M. zum Abschluß gekommen ist, wurde von Deutschland, Oesterreich, Belgien, Dänemark, den Vereinigten Staaten von Amerika, Frankreich, England, Irland, Ungarn, Japan, Luxemburg, Norwegen, Holland, Portugal, der Schweiz und Südslawien unterzeichnet. Die Länder Finnland, Italien, Rumänien und Schweden haben sich Recht vorbehalten, später zu unterzeichnen. Die Staaten, die das Protokoll bedingungslos unterzeichneten, setzen es am 1. Januar in Kraft. Sie müssen nach den Vereinbarungen binnen sechs Monaten alle Verbote für die Ein- und Ausfuhr mit Ausnahme der im Abkommen zugelassenen Einschränkungen außer Kraft setzen.

Weihnachten.

Keine Zeit des Jahres hat für die meisten Christen jene Bedeutung, übt auf sie solchen Zauber aus, wie die Weihnachtszeit. Wer ihre Botschaft recht versteht, der wird erfüllt von innerem Reichtum und innerer Fröhlichkeit. Es gibt wohl keinen schöneren und richtigeren Ausdruck dieses Erfülltseins als den, auch Andere froh machen zu wollen.

Gar scharf war der Kampf, der das innerpolitische Leben der letzten Tage in Polen durchrüttelt hat. Hart platzten die gegensätzlichen Ansichten aufeinander. Aber der Unterton, der durch die Weihnachtswochen schwingt, hat auch die führenden Geister beider Lager in seinem Bann gezogen. Immer milder und milder wurde das Gegensätzliche, das zwischen beiden Lagern stand, bis endlich der versöhnende Ausgleich angebahnt, der Weg zum Weihnachtsfrieden geebnet war. Regierung und Sejm haben den Weg der Versöhnung betreten. Sie werden sich finden. Der schwere Druck der auf dem Lande lastete, die ohnehin ungünstige Wirtschaftslage bedrohte, ist beseitigt, innerpolitische Erschütterungen sind vermieden worden. Ein Aufatmen geht durchs Land: Weihnachten im Lande! —

Doch gar so hell klingen die Weihnachtsglocken heuer nicht. Unruhe herrscht noch in allen Staaten. Die Konsolidierung des Weltfriedens steht noch weit aus. Die zweite Haager Konferenz soll uns einen Schritt weiter bringen. Fieberhafte Vorbereitungen sind im Gange, jeder Tag bringt neue sensationelle Meldungen. Der Kampf um den Young-Plan wird in allen Ländern immer lebhafter geführt. Die Regierungen treffen die letzten Abmachungen. Der Kampf wird auch diesmal recht hart sein und den Auftakt des neuen Jahres bringen.

Ein zweites weltbewegendes Ereignis steht auf der Tagesordnung: Die Londoner Abrüstungskonferenz. Im letzten Augenblick taucht nun ein neues Projekt auf, welches das Abrüstungsproblem zur See einen Schritt weiter bringen wird. Es ist gelungen die Anrainer des Mittelmeeres zu ein ausgleichenden Abkommen zusammenzuführen. Ein Mittelmeerpakt, ein Abkommen ähnlich dem Locarnopakt, soll abgeschlossen werden. Auch in London wird es, trotzdem die Vorbesprechungen der fünf Großmächte beachtenswerte Annäherungen der Standpunkte gebracht haben, noch harte Kämpfe setzen.

Im fernen Osten scheint sich der politische Horizont zu lichten. Der russisch-chinesische Konflikt ist liquidiert, das Streitobjekt, die ostsibirische Bahn, bleibt unter russischer Verwaltung. Das Abkommen ist auf den Status quo ante abgeschlossen worden.

Auch für Indien scheinen ruhigere Tage anzubrechen. Nach Enuntiationen des Vizekönigs von Indien soll Indien den übrigen englischen Gliedstaaten gleichgestellt werden. Die Vorbesprechungen zur Durchführung dieses Projektes sind nach dem jüngsten Bericht mit dem indischen Führer eben aufgenommen worden.

Wie viel Unruhe auch in diesen Tagen in der Welt herrscht, wie wenig die Konsolidierung nach zehnjähriger Friedenszeit fortgeschritten ist, beweisen die auch den Weihnachtstagen nicht erspart gebliebenen Meldungen über gewaltsame Umsturzpläne hier und dort. Ein furchtbarer Verschwörerplan ist eben in Agram aufgedeckt worden. Eine Reihe von schwersten Attentaten, die ihre Spitze gegen das herrschende Regierungssystem richten, ist enthüllt. Der Zug, der die Vertreter des jugoslawischen Parlamentes zur Geburtstagsfeier des Königs nach Agram bringen sollte, sollte in die Luft gesprengt und gelegentlich der kirchlichen Feier in der Kathedrale zu Agram ein Bombenattentat verübt werden. Im unruhigsten Lande der Welt, in Mexiko, ist ebenfalls gerade in diesen Tagen eine Verschwörung gegen den kaum gewählten Präsidenten, also gegen das neue Regierungssystem aufgedeckt worden. Auch dort Gewaltpläne, die die Weihnachtsglocken verstummen lassen.

Das Weihnachtsfest 1929 bringt nur wenigen Staaten friedvolle Tage. Der Stand der großen Weltprobleme ist nicht dazu angetan, überall volle Weihnachtsfreude hochkommen zu lassen.

Ausbau der Danzig=tschechoslowakischen Handelsbeziehungen.

Der Export über die polnischen Häfen.

In tschechoslowakischen, polnischen und Danziger Wirtschaftskreisen verspricht man sich eine starke Belebung des Handelsverkehrs über die Seehäfen Polens, da mit Wirksamkeit vom 1. Januar der neue Eisenbahngütertarif, der zwischen Polen und der Tschechoslowakei vereinbart worden ist, in Kraft tritt. Besonders ist es der tschechoslowakische Export über Danzig, der wahrscheinlich erheblich an Umfang zunehmen wird. Die tschechoslowakischen Handelskreise erwarten jedoch auch eine Belebung des Imports einiger Artikel für die Tschechoslowakei über Danzig, weil der neue Gütertarif außerordentlich günstig gestaltet ist. Das bekannte tschechoslowakische Blatt „Prager Presse" behandelt in ihrem Wirtschaftsteil in der Ausgabe vom 20. Dezember 1929 den tschechoslowakisch=Danziger Gütertarif. Das Blatt schreibt über die neue Etappe des tschechoslowakisch Danziger Seeverkehrs u. a. folgende bemerkenswerte Sätze:

„Mit Wirksamkeit vom 1. Januar 1930 tritt ein Nachtrag 1 zum Eisenbahngütertarif Teil 2, Heft 3, für die Beförderung von Gütern zwischen Stationen der tschechoslowakischen Staatsbahnen und den Hafenstationen der polnischen Staatsbahnen in Danzig, Gdynia und Tczew in Kraft. Die in den einzelnen Tarifen für „Danzig" angegebenen Frachtsätze gelten für folgende daselbst befindliche Bahnhöfe: Danzig=Holm, Danzig=Kaiserhafen, Danzig=Leege=Tor, Danzig=Neufahrwasser Freibezirk, Danzig=Neufahrwasser Weichselbahnhof, Zollinland, Olivaer=Tor, Strohdeich, Danzig Troyl. Neu ist die Bestimmung, daß es während des Lagerns der Güter gestattet ist, die Sendungen auszupacken, zu verpacken, umzuschütten, umzugießen, zu mischen, zu klären, zu reinigen, mit Zeichen zu versehen, zu sortieren, Proben zu ziehen und zusammenzusetzen zwecks leichterer Beförderung auf dem Seewege. Ferner ist das Salzen, Pasteurisieren (von Bier) und dgl. gestattet. Es wird der Tarif Nr. 12 gestrichen, dagegen wird eine Reihe neuer Tarife aufgenommen. Es ist dies der Tarif Nr. 6 Glas und Glaswaren, Nr. 7 für Porzellanwaren, Nr. 12 für Getreide und Hülsenfrüchte, sowie Mühlenerzeugnisse, Nr. 16 für Pappe, Nr. 25 für Rübenzucker, Nr. 29 für Holzwaren, Nr. 30 für Möbel, Nr. 31 für Dynamomaschinen, Elektromotoren, Umformer und Transformatoren, Nr. 32 für Kupfer, Nr. 33 für Jute, Nr. 34 für Holzgeist, Holzkalk, Nr. 35 für Natronsalpeter, Nr. 36 für Schwefel, Schwefelblüte, Nr. 37 Ammoniak, schwefelsaures, Nr. 38 für Gummoid. Das Verzeichnis der in diesen Tarif neu eingereihten Waren wird um 96 erweitert. Die oben angeführten neuen Tarife gelten vorwiegend in der Verkehrsrichtung nach den Seehäfen, nur die Sätze für Kupfer, Jute, Natronsalpeter und Schwefel gelten in der Richtung von den Seehäfen. Daraus ergibt sich, daß dieser wichtige Tarif in erster Linie für unseren Export gilt. Außerdem werden die bereits bestehenden Tarife wesentlich ergänzt und in einer Reihe von Stationsverbindungen erweitert, so daß eine weitere wesentliche Belebung dieses Wechselverkehrs zu erwarten ist und dies um so mehr, als die für diesen Verkehr zur Verfügung gestellten Tarifsätze für die Verfrachter besonders günstig sind".

Hoffentlich werden sich die Erwartungen, welche in tschechoslowakischen, polnischen und Danziger Handelskreisen an das Inkrafttreten des neuen Eisenbahngütertarif zwischen der Tschechoslowakei und den polnischen Seehäfen geknüpft werden, recht bald und in vollem Umfange erfüllen.

Geheimnisvolle Beschädigung der Telephonverbindung Solejowek — Belveder.

Warschau, 22. Dezember. Am Samstag früh haben bisher nicht festgestellte Täter die Telephonverbindung zwischen dem Belveder und Sulejowek beschädigt. Die Erhebungen haben ergeben, daß bei Rembertow zwischen dem 30. und 31. Telephonmaste die Drähte der besonderen Verbindung zwischen Belveder und Sulejowek durchschnitten waren. Trotz energischer Maßnahmen konnten die Täter bisher nicht festgestellt werden.

Indien erhält die Verfassung eines Gliedstaates.

London, 23. Dezember. In Britisch=Indien beginnen heute wichtige politische Verhandlungen zwischen dem englischen Vizekönig und den beiden indischen Nationalistenführern Grandhi und Nehru. Die indischen Nationalisten fordern seit langem die Gleichstellung Indiens mit den übrigen britischen Gliedstaaten. Der Vizekönig, der oberste englische Verwaltungsbeamte in Indien, hat kürzlich längere Zeit in England geweilt und bei seiner Rückkehr nach Indien öffentlich mitgeteilt, daß demnächst Verhandlungen beginnen sollen, um Indien die Verfassung eines Gliedstaates zu geben. Diese Erklärung des Vizekönigs hat in ganz Indien ungeteilten Beifall gefunden.

Die Parlamentswahlen in Ägyten.

Kairo, 23. Dezember. Bisher sind 16 Ergebnisse der Parlamentswahlen bekannt. Gewählt wurden 152 Nationalisten, 7 Unabhängige und ein Watanist.

Urteil im Schweidnitzer Nationalsozialisten=Prozeß.

Schweidnitz, 23. Dezember. Im Nationalsozialisten=Prozeß wurden heute früh folgende Urteile verkündet. Wegen Versammlungssprengung und teilweise wegen Körperverletzung werden folgende Angeklagte verurteilt: Arbeiter Thiemann zu drei Monaten Gefängnis, Max Kubissa zu zwei Monaten Gefängnis, Klose zu einem Monat Gefängnis, Kulisch zwei Monate Gefängnis, Josef Kubissa an Stelle einer Gefängnisstrafe von drei Wochen zu 28 Mark, Gritzke an Stelle von 10 Tagen Gefängnis zu 20 RMk. Strafe und Giesel an Stelle von drei Wochen Gefängnis zu 42 Reichsmark Strafe. Die übrigen neun Angeklagten, darunter die Hauptangeklagten wurden freigesprochen.

Der russisch-chinesische Konflikt liquidiert.

Status quo aute.

Moskau, 23. Dezember. Der Sowjetvertreter und der chinesische Vertreter unterzeichneten in Chabarowsk ein Protokoll, nach welchem der Status quo ante bei der Ostchinabahn wiederhergestellt und die Sowjetkonsulate und die Sowjethandelsorganisationen in der Mandschurei sowie die chinesischen Konsulate und Handelsunternehmen im sowjetistischen fernen Osten sofort wieder errichtet werden.

Verschwörung in Mexiko.

New York, 23. Dezember. In Mexiko wurde eine Verschwörung gegen den ehemaligen Präsidenten Calles aufgedeckt. Verhaftet wurden insgesamt 70 Personen, darunter auch Regierungsbeamte. Die mexikanische Armee soll an der Verschwörung nicht beteiligt sein.

Mexiko, 23. Dezember. Von den Personen, die im Zusammenhang mit dem angeblichen Attentat gegen den vormaligen Präsidenten Calles verhaftet wurden, soll sich jeder einzelne verpflichtet haben, den Versuch zu machen, ihn zu ermorden. Ein für heute auf der Ranch des Generals in Santa Barbara geplantes Festessen, an dem 5000 Gäste teilnehmen sollten, ist gestern abend abgesagt worden. Wie bereits gemeldet, sind in Tampico 20 und in der Stadt Mexiko 30 Verhaftungen vorgenommen worden. Ungefähr 20 internationale Anarchisten sollen deportiert werden.

Eine Wasserhose über Südfrankreich.

Zwei Häuser eingestürzt, vier Tote, zwölf Verletzte.

Marseille, 23. Dezember. In Südfrankreich richtete eine Wasserhose in einem unweit der Küste des mittelländischen Meeres gelegenen Orte schweren Schaden an. Zwei alte Häuser stürzten ein und begruben die Bewohner unter den Trümmern. Feuerwehr, Polizei und Militär leisteten die erste Hilfe. Insgesamt wurden vier Leichen gebergen, während 12 Personen mit mehr oder weniger schweren Verletzungen in das Krankenhaus gebracht werden mußten.

Ein Mittelmeerpakt?

Paris, 23. Dezember. „New York Herald" zufolge ist in hiesigen Kreisen von einem besonderen Sicherheitsabkommen unter den Mittelmeermächten die Rede, das auf der Londoner Flottenkonferenz Gestalt annehmen könnte. Dieser Gedanke, den die italienische Regierung bei den französisch=italenischen Vorbesprechungen angeregt habe, finde die volle Unterstützung Frankreichs. In der Briand am Sonnabend vom italienischen Botschafter überreichten Note sei dieser Gedanke näher erläutert worden. Den vorgesehenen Mittelmeerpakt, der entweder das im Zusammenhang mit der Washingtoner Konferenz abgeschlossene Pacifik=Abkommen oder das Locarno=Abkommen zum Muster nehmen werde, würden außer Frankreich und Italien auch England und, auf Grund einer Pariser Unterredung, auch Spanien beitreten.

Das größte russische Heiligtum entweiht

Kowno, 23. Dezember. Wie aus Moskau gemeldet wird, wurde am Sonntag in der Nähe von Kiew die berühmte „Kiewo Pescherskaja Lawra", die älteste russische Klostergemeinschaft auf Befehl der ukrainischen Regierung geschlossen. Das Kloster ist vor etwa 900 Jahren gegründet worden und ist eines der größten Heiligtümer Rußlands. Die Räume wurden einem kommunistischen Klub zur Verfügung gestellt. Um Zusammenstöße mit der gläubigen Bevölkerung zu vermeiden, wurde das Kloster von Milizgarden besetzt. Die ukrainische Regierung hat weiter die Schließung sämtlicher Kirchen in Kiew beschlossen. Das Läuten der Kirchenglocken vor Weihnachten ist streng verboten.

Auflösung der faszistischen Organisation n Amerika.

New York, 23. Dezember. In den Vereinigten Staaten von Amerika löste sich die faschistische Organisation jetzt auf. Diese Organisation umfaßte 12.000 Mitglieder. Sie war vor fünf Jahren ins Leben gerufen worden. Der Auflösungsbeschluß ist auf Einwirkung italienischer faschistischer Kreise erfolgt. Das amerikanische Parlament hatte nämlich unlängst den Untersuchungsausschuß eingesetzt, der sich mit den faschistischen Organisationen in den Vereinigten Staaten beschäftigen sollte. Das Ergebnis dieser Untersuchung soll für die aufgelöste faschistische Organisation nicht sehr günstig gewesen sein. Unter diesen Umständen soll man von Italien aus der Organisation angeraten haben, sich aufzulösen.

Neuwahlen in England?

London, 23. Dezember. Die englische Presse beschäftigt sich mit der Möglichkeit von Neuwahlen in England. Das der englischen Regierung nahestehende Blatt der Arbeiterpartei hatte nämlich in diesen Tagen erklärt, daß man sich auf Neuwahlen im Jahre 1930 gefaßt machen müsse. Ein konservatives Blatt erklärt dazu, daß man diese Darstellung nicht ernst zu nehmen brauche. Es sei zwar damit zu rechnen, daß die Schwierigkeiten der Arbeiterregierung im Parlament noch groß werden würden, es besteht aber nicht die Aussicht auf eine Parlamentsauflösung vor der Erledigung des Haushaltes. Ein anderes englisches konservatives Blatt meint, daß die englische Regierung sich hüten werde, Neuwahlen herbeizuführen um eines Gesetzes Willen, daß die Kohle verteuere. Das Blatt der englischen Arbeiterpartei erklärt, daß niemand Neuwahlen nur um der Wahlen willen wünsche. Wenn aber die Konservativen und Liberalen weiterhin Obstruktion treiben sollten, so würde es nicht eine andere Möglichkeit geben, als die Wählerschaft aufzufordern, der Arbeiterregierung eine entschiedene Mehrheit im Unterhause zu verschaffen.

Fette Weihnachten in England.

Paris, 23. Dezember. Große Nahrungsmittelmengen wurden zum Weihnachtsfest von Frankreich aus nach England befördert. Allein über einen nordfranzösischen Hafen wurden in den letzten drei Tagen nach England befördert rund 100.000 Truthähne, 50.000 gemästete Hühner, 80.000 Brathühner, 25.000 Sack Nüsse und 260.000 Kilo Gemüse.

Schwerer Zugszusammenstoß in Kaschau

Kaschau, 22. Dezember. Heute früh um 3.55 ereignete sich in der Station Mala Lodina bei Kaschau ein schwerer Zugszusammenstoß. Der von Kaschau kommende Lastzug Nr. 677 fuhr in der Einfahrt des Bahnhofes Mala Lodina auf den Lastzug Nr. 690, welcher in Mala Lodina auf die Kreuzung wartete. Die Zugslokomotiven, sowie 4 Lastwaggons wurden vollkommen zertrümmert, weitere 16 Waggons schwer beschädigt.

Zwei Bremser erlitten schwere, fünf Bremser leichtere Verletzungen. Von Kaschau wurde sofort ein Hilfszug mit Aerzten und Arbeitern abgefertigt, in dem auch der Direktor der Kaschauer Staatsbahndirektion und der Verkehrschef der Kaschauer Direktion mitfuhren. Der Verkehr war durch das Zugsunglück auf einige Stunden unterbrochen. Erst um 8 Uhr gelang es, ein Geleise der Station Mala Lodina freizumachen, sodaß die Züge die Strecke passieren konnten. Die Erhebungen über die Schuldfrage wurden sofort eingeleitet. Ein Weichenwächter der Station Mala Lodina wurde verhaftet.

Am Ziel.

Budapest, 23. Dezember. Die europäische Schönheitskönigin, Miß Europa genannt, wurde gestern in der ungarischen Hauptstadt mit dem Sohn eines der reichsten Textilgroßhändler Ungarns getraut. An der Trauung nahm unter anderen auch die Weltschönheitskönigin, Miß Universum, genannt, teil.

La comedia è finita!

Es gab wohl wenig Kabinettskrisen in Polen, die durch ein Parlament so willkürlich und so zwecklos hervorgerufen worden sind, wie die letzte Krise, die sich ihrem Ende nähert. Nach drei vergeudeten Wochen ist doch tatsächlich nur die einzige Möglichkeit der Lösung verblieben, das „System" beizubehalten und nur andere Figuranten dieses Systems an die Spitze der Regierung zu stellen. Der Staatspräsident hat dazu den langjährigen Regierungschef Prof. Dr. Bartel berufen.

Es ist wohl in der Erinnerung aller, welcher Streit nach seinem Abgange vom Ministerpräsidentenposten von der Opposition vom Zaune gebrochen worden ist, die behauptete, Professor Bartel wäre infolge Meinungsdifferenzen mit Marschall Pilsudski wegen der Behandlung des Sejm zurückgetreten. Nicht minder dürfte aber auch das Dementi Prof. Bartels der Erinnerung nicht entschwunden sein, in dem Prof. Bartel erklärte, daß er die Treue dem Marschall stets bewahren werde und wie ein Soldat die Befehle desselben auszuführen bereit sei. Jetzt ist der Augenblick gekommen und Prof. Bartel folgt dem Rufe ohne Murren und Widerspruch. Er verläßt die geliebte Gelehrtenstube, um sie mit den prunkvollen Räumen des Ministerpräsidiums einzutauschen. Er ist bereit, die Bürde der Regierung wieder auf seine Schultern zu laden, nicht aus persönlichem Ehrgeiz, nicht aus selbsüchtigen Motiven, sondern weil der, den er als Verkörperung der Selbstaufopferung für sein Vaterland kennt und verehrt, ihn als den Geeignetesten erachtet, Polen aus der schwierigen Lage hinauszuhelfen.

Der Staatspräsident ist über die Bestimmungen der polnischen Verfassung hinaus den allgemeinen parlamentarischen Gebräuchen gefolgt, er hat den Sejm- und den Senatsmarschall zu sich geladen, er hat die Führer der parlamentarischen Parteien einzeln und zusammen angehört, er hat hervorragende Juristen zu sich berufen, um ihren Rat zu hören, denn er ist als großer Gelehrter gewöhnt, jeder Sache bis auf den Grund zu gehen und alle Möglichkeiten zu erwägen.

Was war nun das Resultat dieser mit Retorte und Mikroskop durchgeführten Untersuchung — es war die Ueberzeugung, daß die Opposition in die heikelste Situation versetzt wäre, wenn man von ihr die Uebernahme der Regierung verlangen würde, daß sie nicht einmal die eintägige Dauer der durch sie gebildeten Regierung garantieren könnte und daß sie jetzt, wo ihre Eitelkeit, der sie ohne Rücksicht auf das Wohl des Staates gefröhnt hat, befriedigt ist, hilfesuchend ihre Augen dem Regierungsblock zuwendet. Die etwas stark verspätete geäußerte Bereitwilligkeit, die Regierung zu bilden, die die Opposition in ihrem stark verblümten Communique erkläre, ist ein neuerlicher Beweis ihrer Ohnmacht. In der Negation stark, wie aus einem Block gemeißelt, fällt sie bei jedem Versuche einer positiven Arbeit, wie ein Kartenhäuschen in sich zusammen.

Aber die Krise hat auch ihre guten Seiten gehabt, sie hat unleugbar eine Beseitigung der allzu großen Widersprüche zwischen Regierungsblock und Opposition gebracht, sie hat einen Großteil der Abgeordneten zum Gedanken bekehrt, daß die polnische Verfassung unbedingt einer Revision bedarf, daß die Machtbefugnisse des Staatspräsidenten eine Erweiterung erfahren müssen und daß der gar zu leichten Möglichkeit, eine Regierung zu stürzen, Schranken gesetzt werden müssen. Es ist somit in den Hauptpunkten der Forderungen der Regierungsparteien eine prinzipielle Einigung erzielt worden, von der nunmehr nur ein Schritt zur Annahme derselben, zumndest aber zur sachlichen Behandlung derselben ist.

Auch einen anderen Vorteil haben die Besprechungen beim Staatspräsidenten gezeitigt, sie haben erwiesen, daß sowohl der Staatspräsident, wie auch andere maßgebenden Faktoren an dem „System" festhalten und insolange festhalten werden, als die nicht die Ueberzeugung erlangen werden, da ßes durch etwas Besseres ersetzt werden kann.

Marschall Pilsudski hat nie nach der Macht gegriffen, wenn es die Umstände nicht dringend erforderten, wenn er nicht um die Existenz des mit so vielen Mühen und Sorgen aufgerichteten polnischen Staates besorgt war. Er, den die Opposition zum Feinde des Parlamentarismus und der Demokratie stempeln möchte, ist wohl der aufrichtigste Freund des wahren Parlamentarismus und der Demokratie. Wenn er gegen den Sejm aufgetreten ist so bekämpfte er ihn niemals als Institution, sondern die Auswüchse desselben, die, falls man sie weiterwuchern ließe, notwendigerweise zum vollständigen Untergange des Parlamentarismus führen müßten. Er protestierte nicht einmal, aber er wandte sich bei jeder Gelegenheit, gegen die in Polen eingbürgerte Identifizierung der Abgeordneten mit dem Sejm, gegen die Verwechslung der Demokratie mit der Oligarchie einzelner Führer radikaler Parteien. Er wußte sich eben die Idee der Demokratie in ihrer vollen Reinheit zu bewahren.

Das Handschreiben des Staatspräsidenten an den Ministerpräsidenten Dr. Switalski, das in besonders herzlichen Worten der bisherigen Tätigkeit Dr. Switalskis Anerkennung zollt, ist ein weiterer Beweis dafür, daß die Ausführungen der Opposition gegen das „System" den Staatspräsidenten nicht zu überzeugen vermochten.

Es hat wohl den Anschein, daß die Verhandlungen in ein ruhigeres Fahrwasser geleitet worden sind und daß endlich eine sachliche Arbeit zum Wohle des Staates beginnen wird. Und wiederum ist es Marschall Pilsudski, der den Staat vor der Gefahr gerettet hat.

Das „Freiheitsgesetz" in Deutschland gefallen.

Der Volksentscheid gescheitert

Berlin, 23. Dezember. Das vorläufige amtliche Endergebnis des Volksentscheides über das „Freiheitsgesetz" ergab folgende Zahlen:

Stimmberechtigt waren 42.111.173. Es wurden abgegeben 6.293.109 Stimmen; davon waren ungültig 130.707 Stimmen. Mit „nein" stimmten 337.320, mit „ja" 5.825.082 gleich 13.83 Prozent der Stimmberechtigten. Da das beantragte Gesetz verfassungändernd ist, hätte der Volksentscheid 21.055.586 „Ja"-Stimmen auf sich vereinigen müssen. Davon ist nicht einmal ein Drittel erreicht worden. Die hinter dem Volksentscheid stehenden Parteien erzielten bei der letzten Reichstagwahl vom Mai 1928 etwa 7 Millionen Stimmen. Der Volksentscheid ist damit gescheitert.

Die Berliner Morgenblätter zum Volksentscheid.

Berlin, 23. Dezember. Die „Montagpost" sagt unter der Ueberschrift „Verspielt, das Ziel ist aus": „Trotz aller Bemühungen der Registrateure ist es ein Mißerfolg geworden".

„Der Montagmorgen" schreibt: „Das die Huggenberg-Hittler'sche Aktion überhaupt eine größere Teilnahme als das Volksbegehren gefunden hatte, dürfte in erster Linie das Verdienste des Reichsbankpräsidenten Dr. Schacht sein, dessen Memorandum über den Young-Plan in der Agitation sehr geschickt ausgenützt wurde".

„Der Montag" fragt: „Haben die „Ja"-Stimmen das zum Volksentscheid gestellte Gesetz zur Annahme gebracht, oder ist das Gesetz abgelehnt? Auf diese Frage gibt es zwei Antworten. Aber es gibt keine Instanz, die über diese beiden Antworten hinaus die Entscheidung fällen könnte. Die Reichsregierung erklärte, daß das Gesetz gegen den Young-Plan die Reichsverfassung hindere und verlangt mit dieser Begründung für das Gesetz eine Mehrheit der Stimmberechtigten von 21 Millionen „Ja"-Stimmen. Der Reichsausschuß für das Volksbegehren bestreitet, daß das Gesetz verfassungändernd ist und betrachtet den Volksentscheid als gewonnen.

Attentat auf den Vizekönig von Indien.

Delhi, 23. Dezember. Gegen den Eisenbahnzug des Vizekönigs von Indien, Lord Irwin, wurde eine Bombe geschleudert. Ein leerer Speisewagen wurde zerstört. Der Vizekönig ist nicht verletzt. Ein Zugbeamter wurde leicht verletzt.

London, 23. Dezember. Der Sonderkorrespondent der „Times" in Delhi meldet: Der Ort, an dem das Attentat auf den Vizekönig erfolgte, ist etwa anderthalb Kilometer vo nder Station der neuen Hauptstadt New Delhi entfernt. Die Bombe wurde durch ein Fenster des Speisewagens geschleudert, in dem si chaber niemand befand. Die Explosion wurde von den Leuten auf der Station gehört. Sie glaubten aber, es handele sich um ein Nebelsignal. Die Explosion war so stark, daß der Fußboden des Speisewagens zerstört wurde.

Eine kommunistische Desidentenpartei in Frankreich.

Paris, 23. Dezember. Sechs, aus der französischen kommunistischen Partei ausgetretene Pariser Stadträte haben heute gemeinschaftlich mit anderen Dissidenten der kommunistischen Partei den Beschluß gefaßt, eine neue Partei zu gründen, und zwar die „Arbeiter Bauernpartei". In der Gründungsversammlung wurde ein Manifest angenommen, das die Wahltaktik des Klassenkampfes aufgibt, das jedoch für die Verteidigung der russischen Revolution eintritt. Es wurde ein 15-köpfiger Ausschuß eingesetzt, der den ersten Parteikongreß vorbereiten soll. Die in der Bildung begriffene Partei hat mit der sozialistischen, kommunistischen Partei und der Arbeiter- und Bauernpartei Fühlung genommen, diese beiden Parteien, deren Stärke nicht bedeutend ist, haben ihrerseits eine Verschmelzung zu einer Einheitspartei ins Auge gefaßt. Dieser Einheitspartei sollen sich alle Dissidenten der kommunistischen Partei anschließen sowie diejenigen Mitglieder der sozialistischen Partei, die nicht für die Beteiligung der Sozialisten an der Regierung sind.

Im Bethlehem von heute.

Der Wallfahrtsort der Christenwelt.

Palästina weist in seinem mittleren Teil eine Bodensenke auf, durch die der Jordan fließt, um sich, nachdem er den See Merom und den See Genezareth durchströmt hat, in das Tote Meer zu ergießen. Parallel dieser Bodensenke erstreckt sich im Westen, ungefähr 15 Kilometer entfernt, ein Bergkamm, zu dessen Gipfeln der Oelberg und die beiden 754 m hohen Hügel gehören, auf denen die Stadt liegt, die die Wiege des Christentums werden sollte: Bethlehem. Als des Stammes Juda wurde Bethlehem die Heimat Davids und, achtundzwanzig Generationen später, der Geburtsort seines Nachkommen, des Messias. Dieses Ereignis wurde durch mehrere Prophezeiungen angekündigt. Es geschah in der Familie eines bescheidenen Handwerkers aus Nazareth in Galiläa, der, dem Edikt des Kaisers Augustus und der Verordnung des Landpflegers Cyrius folgend, nach Bethlehem, seinem Geburtsort, gekommen war, um sich dort einschreiben zu lassen. Maria, seine Frau, begleitete ihn. Da viele Bethlehemiten aus demselben Grund in ihre Heimat zurückgekehrt waren, fanden Joseph und Maria in der Herberge keinen Platz mehr. So geschah es, daß Maria in einem Stall das Kind zur Welt brachte, dem Joseph den Namen Jesus, d. h. Retter, gab. Dies ist, in großen Zügen, die Geschichte von der Geburt des Heilandes.

Ungefähr neuen Kilometer südlich von Jerusalem gelegen, zählt Bethlehem, das heutige Bet-Lahm, mehr als 10.000 Einwohner, darunter über 6000 Katholiken. Die Bewohner verdienen ihren Lebensunterhalt als Bauern oder durch die Herstellung von Devotionalien, die sie in unzähligen Buden an den engen Straßen verkaufen. Bethlehem ist eine der besuchtesten Wallfahrtsorte der Christenheit; es fehlt daher nicht an Kirchen. Den Hauptanziehungspunkt für die Pilger bildet die Geburtsgrotte, in der sich das göttliche Geheimnis vollendete: es ist eine Höhle von unregelmäßiger Form, zwölf Meter lang, fünf Meter breit; in ihrem Hintergrund befinden sich mehrere Altäre. Ueber einem von diesen erstrahlt ein silberner Stern. Die lateinische Inschrift: „Hic de Virgine Maria Jesus Christus natus est" — Hier wurde von der Jungfrau Maria Jesus Christus geboren — erinnert an das größte Ereignis der Weltgeschichte. Auf der rechten Seite sieht man einen Marmorblock, der die Form einer Wiege zeigt. Dort soll die Krippe gestanden haben. An den Seiten der Gänge, die zur Geburtsgrotte führen, liegen die Gräber der Heiligen, die den größten Teil ihres Lebens betend und betrachtend an der Quelle der göttlichen Geheimnisse zubrachten, so daß Grab des heiligen Hieronymus und des heiligen Eusebius von Gremona. In unmittelbarer Nähe liegt die Grotte der unschuldigen Kinder, der Schauplatz des grausamen Blutbades, das der König Herodes in seiner Angst um Thron und Reich befohlen hatte. Ueber diesen Grotten und durch Treppen mit ihnen verbunden, erhebt sich die Geburtskirche, die große Basilika, die von Gärten umgeben ist. Begonnen von der Kaiserin Helena, wurde sie von Konstantin dem Großen vollendet. Sie ist in romanischem Stil erbaut und das älteste Denkmal christlicher Kunst. Da diese Basilika seit 1672 ausschließlich den nicht unierten Griechen und den Armeniern gehört, haben die Franziskaner seitlich vom linken Querschiff die Kirche der heiligen Katharina erbaut. Dieses Gotteshaus ist mit der sogenannten Milchgrotte verbunden, die aus weißem Kalkstein besteht. Die Herkunft dieses Namens ist legendär. Die fromme Sage spricht von Milchtropfen, die, als die Jungfrau ihr Kind nährte, zu Boden gefallen sind und diesem seine Farbe gegeben haben. Eine halbe Stunde von Bethlehem entfernt, befindet sich eine andere Grotte, die Grotte der Hirten, zu denen der Engel kam, um ihnen die Geburt Christi anzukündigen: „In dieser Nacht ist Euch in der Stadt Davids der Heiland geboren. Dies sind die Zeichen, an denen Ihr ihn erkennen werdet: Ihr werdet ein Kind finden, in Windeln eingewickelt und in einer Krippe liegend".

Die moderne Stadt Bet-Lahm liegt an der Fahrstraße, die von Jerusalem nach Hebron führt, und ist Station des Deutschen Jerusalemvereins, der dort eine Kirche, eine Schule und ein Waisenhaus unterhält. Die Stadt beherbergt außerdem zwei katholische Klöster; über der Geburtsgrotte selbst, bei der Geburtskirche, befindet sich je ein lateinisches, griechisches und armenisches Einzelkloster.

Frauen als Fliegerinnen

Von Dr. H. Lederer.

Die verhältnismäßig junge Geschichte des Flugwesens kennt bereits eine ganze Anzahl von Frauen, die sich durch besondere Flugleistungen auszeichneten, und das kürzlich in Amerika veranstaltete „Erste Luft-Derby für Frauen", an dem auch die deutsche Fliegerin Thea Rasche teilnahm, beweist, daß weibliche Piloten gar nicht so selten sind, wie man im allgemeinen annimmt.

Wohl die erste Frau überhaupt, die sich einem Luftfahrzeug anvertraute, war die Französin Mme. Sage, die Ende des 18. Jahrhunderts bei dem ersten Ballonaufstieg in England mitflog. Ein zeitgenössischer Künstler hat diesen denkwürdigen Augenblick im Bilde festgehalten, und der Kontrast zwischen der pompösen Kleidung Mme. Sages und dem schlichten Dreß der modernen Pilotin wirkt auf uns recht erheiternd.

Einige Jahrzehnte später war es wieder eine Französin, die Gattin des bekannten Ballonerbauers Blanchard, die zu wiederholten Malen ihr Leben einem Luftballon anvertraute. Ihr Wagemut wurde leider nicht belohnt; im Jahre 1829 kam sie bei einem Unfall ums Leben.

Sehr bemerkenswert muß die Tatsache erscheinen, daß auch bei der Konstruktion und praktischen Erprobung der ersten Aeroplane eine Frau mittätig war: Catherine Wright half ihren beiden berühmten Brüdern bei ihrem Werk, und flog auch wiederholt als Passagier mit, wenn sie selbst sich auch niemals als Pilotin betätigte. Aber schon bald darauf nahmen Frauen auch aktiv an der Entwicklung des Flugwesens teil, und bei dem ersten internationalen Flugmeeting in Belmont Park im Jahre 1910 war bereits eine Frau, die Französin Mlle. Dutrieux, vertreten. Ihr Vaterland verlieh ihr später wegen ihrer kühnen Flüge das Kreuz der Ehrenlegion.


Mme. Sage bei ihrem ersten Ballonaufstieg. (Nach einem zeitgenössischen Stich.)

Eine der hervorragendsten Fliegerinnen war die Amerikanerin Marjorie Stinson, in deren Familie es nicht weniger als vier Flieger gab. Das unternehmungslustige Mädchen meldete sich als 16jährige, im Jahre 1924, bei der Wright-Flugschule in Dayton, und es bedurfte erst eines längeren Telegrammwechsels mit ihrem Elternhause, bevor man sich entschloß, sie als Schülerin aufzunehmen. Das von ihr in Dayton geführet Tagebuch gibt interessante Aufschlüsse über den damaligen Betrieb in einer Flugschule. Im Hangar befindet sich eine Balanciermaschine, an der man die Handgriffe zur Bedienung der Seiten- und Höhensteuer lernte. Jeden Tag übte man dort zwei Stunden, und täglich unternahm man einen etwa fünf Minuten dauernden Flug mit seinem Lehrer, vorausgesetzt, daß es nicht windig war. Kam Wind auf, so gingen alle Schüler nach Hause, und der praktische Unterricht fiel aus.


Die 19jährige Luise Hoffmann, die jüngste deutsche Fliegerin.


Thea Rasche, die beste deutsche Fliegerin.

Ein anderes weibliches Mitglied der Familie Stinson, Katharine Stinson, darf den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, als erste Frau einen Looping-the-loop-Flug ausgeführt zu haben. Als kurz darauf ein Flieger ähnliche Flüge auch bei Nacht ausführte, ließ der Ehrgeiz Katharine nicht schlafen. Einige Monate später stieg sie mit einem Apparat, der leuchtendes Gas ausströmen konnte, bei Nacht über Los Angelos auf, schrieb einige Buchstaben an das Firnament, ließ sich dann zum Entsetzen der Zuschauer plötzlich rückwärts fallen, trudelte bis auf einige Dutzend Meter zur Erde herunter, und kletterte dann ebenso sicher wieder empor. Dieser Ehrgeiz, es den Männern nicht nur gleich zu tun, sondern sie nach Möglichkeit sogar zu übertreffen, ist übrigens bis auf den heutigen Tag den meisten Fliegerinnen treu geblieben. Sehr viele von ihnen begnügen sich nicht mit einfachen Streckenflügen, sondern haben sich auch im Kunstflug ausbilden lassen.

Unter den deutschen Fliegerinnen ist an erster Stelle Thea Rasche zu nennen, der selbst ein so gestrenger Kritiker wie Udet bezeugen mußte, daß ihre Leistungen in Nichts hinter denen ihrer männlichen Kollegen zurückbleiben. Ebenfalls eine ausgezeichnete Pilotin ist die Schauspielerin Antonie Straßmann, die auch auf anderen Gebieten des Sports sich hervorgetan hat. Das Nesthäkchen unter den deutschen Fliegerinnen ist die erst 19jährige Luise Hoffmann, die vor kurzer Zeit an der Fliegerschule in Münster ihr Pilotenexamen ablegte.

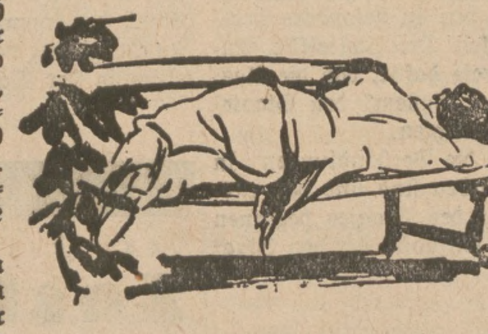
Es gibt heute kaum ein Kulturland mehr auf der Welt, in dem sich nicht Frauen als Fliegerinnen betätigen. Selbst Japan besitzt in Fräulein Shigeno Kibe eine ausgezeichnete Pilotin, und in Amerika ist die Zahl der fliegenden Frauen Legion. Wenn auch kaum anzunehmen ist, daß Frauen in der Verkehrsfliegerei eine große Rolle spielen werden, muß doch zugegeben werden, daß die Frau auch auf diesem Gebiet ihre Eignung und ihre Leistungsfähigkeit bewiesen hat. Der jüngst stattgefundene große Europa-Rundflug hat in gleicher Weise, wie das bereits erwähnte amerikanische Frauen-Flug-Derby gezeigt, daß die weiblichen Fliegerinnen für ihre männlichen Kollegen eine ernstzunehmende Konkurrenz sind.

Kein Dach überm Kopf

Aus dem Tagebuch eines Arbeitslosen / Von Erik Lorenssen

Die Tage laufen gleichmäßig hintereinander her. Ich bekomme Erfahrung in der Kunst, mich durchzuschlagen. Ich weiß, wenn ich Wert auf mein gutes Essen lege, muß ich in die vornehmen Stadtteile gehen, über die Hintertreppe hinauf. Die Köchinnen haben ein weiches Herz, ein schmales Portemonnaie, aber eine wohlgefüllte Speisekammer.

Wenn ich Liebhaber der kalten Küche bin, gehe ich durch die Bürohäuser. Mitleidige, kleine Stenotypistinnen haben auch kein Geld, doch von ihren Stullenpaketen geben sie gern ab. Wenn ich ein paar Groschen brauche, in den offenen Ladengeschäften sind sie immer zu haben.



Wären nur die Nächte nicht — — die langen, dunklen Nächte. In der Luft umher wirbeln feuchte Fetzen und legen sich mir auf die Brust. Und da wird die Sorge um die Nachtruhe zur weltbewegenden Frage für mich, verschlingt alles andere und läßt sonst keine Gedanken zu.

Im Tiergarten

Wohl nur die Aermsten der Armen schlafen im Freien, denn diese Nächte wecken das drohende Gespenst tötlicher Krankheit. Wenn ihnen das vorerst auch nichts bedeutet, als eine Aussicht auf die Wärme und die sichere Zuflucht eines Krankenhauses, sie hängen doch alle am Leben, die Elenden und Verkommenden.

Du siehst sie doch überall in der großen Stadt. Auf den Treppenabsätzen der Warenhäuser und der öffentlichen Gebäude, in den Anlagen, auf den Bänken, an der Straße liegen sie, jämmerliche, ausgemergelte, abgerissene Gestalten, fuseldustend, denn der Branntwein hält warm, und läßt für Augenblicke das harte Los vergessen. Sie alle waren zu schwach für den aufreibenden, zähen Kampf um das arme, schützende Dach und das bißchen Trockenheit. Heute geselle ich mich zu ihnen und verschlafe die Herbstnacht auf einer Bank im Tiergarten.

Ich habe die Polizei noch nicht zu fürchten. Sie, die dem Bürger Ruhe und Sicherheit gibt, ist auch für mich noch kein drohendes Verhängnis geworden, dem ich zu entrinnen suchen muß, wie das gehetzte Wild dem Jäger. So kann ich es wagen, einmal die Wohltat harter, hölzerner Bänke aufzusuchen, die in einem geschlossenen Raum stehen. Die Arme auf den Tisch verschränkt, verdämmere ich eine Nacht in bleierner Gleichgültigkeit im Wartesaal.

Wenn die Polizeistreife nun kommt? Meinetwegen. Dann bin ich wieder für eine Nacht geborgen, und entrinne dem quälenden Grübeln wieder für Stunden. Die Fahrt mit dem grünen Wagen, die Vernehmung vor dem Kommissar, der häßliche Verdacht, das sind alles Dinge, die vorübergehen. Man wird so abgestumpft gegen die Empfindungen der ordentlichen Menschen aus der anderen Welt.

Die große Uhr ist fürchterlich. Mit unbarmherzigen Ruck knackt sie die Minuten weiter. Ganz, ganz langsam und gleichmäßig. Ich denke, jetzt ist schon eine lange Zeit vergangen, und wenn ich dann mit brennenden Augen zu ihr hinstarre, dann sind es nur wenige Minuten. Noch keine arme Viertelstunde ist es her, daß ich zum letzten Male nach ihr sah, forschend, ob das köstliche Tageslicht nicht bald nahe sei. Lang, schrecklich lang sind die Nächte.

Bei der Heilsarmee

Dann öffnet die Wohltätigkeit ihre Arme. Dankbar entsinne ich mich, daß jene singenden und betenden Gestalten, die so mancher überlegen belächelte, jetzt für mich da sind, mir helfen und beistehen wollen. Ich weiß, bei der Heilsarmee wartet auf mich ein Bett, einfach, aber ein richtiges Bett, in dem der Kopf weich liegt, und in dem man sich zudecken kann.



Eine Enttäuschung ist dabei. Das Schlafen kostet Geld, sogar nicht wenig. Achtzig Pfennig für eine Nacht. Wofür sammeln denn diese Leute, wenn sie dem Armen, der noch nicht ganz verkommen will, so unverhältnismäßig viel für ein paar Nachtstunden abverlangen wollen? Fünfundzwanzig Mark im Monat, dafür kann man in Berlin ein möbliertes Zimmer bekommen. Ich zahle mit meinen achtzig Pfennig so ungefähr das gleiche. Muß das sein?

Trotzdem, 164 Betten stehen in ihrem Männerheim, und 150 davon sind mit Stammgästen belegt. Wie grausam muß die Not sein?

Gipsstraße

Kein Wunder darum, daß sich Menschen aus dieser Not ein Geschäft machen. Einer sagt's dem andern, daß man hier und da für eine Nacht unterkriechen kann. In winkligen, alten Straßen stehen windschiefe Häuser, und eine harmlose Papptafel erzählt, daß hier Schlafstellen zu vermieten sind.

Wir waren zu neunzehn auf ungefähr ebenso viel Quadratmeter Raum, der Kalk fiel von der Decke, und die Ratten piepsten im Zimmer umher. Dieses Quartier aber kostete eine Mark.

Das ist schlimmste Ausbeutung sozialer Not, und sie wundert mich nicht einmal. Hier bin ich zahlender Gast. Man ist freundlich und höflich zu mir. Man gibt mir eine Zigarette, wenn ich komme, und eine, wenn ich gehe. Man fragt mich, ob ich Hunger habe, und bietet mir eine Schmalzstulle an. Ist der letzte Rest Selbstachtung nicht 20 Pfennig wert? Heilsarmee, das ist deine Schuld, das ist die Folge deiner teuren Wohltätigkeit. Hier plündert ein Mensch die bitterste Armut, und sie ist ihm noch dankbar dafür.



Hast du aber diese eine Mark nun nicht? Die so wenig scheint, und doch so bitter viel sein kann? Dann bleibt dir das Letzte, das Schwerste nicht erspart.

Im Asyl

Dantes Wort der Hoffnungslosigkeit müßte über diesem Hause stehen. Ich trete ins Portal, und eine schwarze Schrift an der Wand zeigt mir meinen Rang — — —

Alle Insassen, auch die der Zahlabteilungen, nehmen die städtische Fürsorge in Anspruch.

So, jetzt weiß ich, woran ich bin. Nur keine Einbildung, keine falschen Vorstellungen mehr. Ich bin ein lästiges Glied der Gesellschaft. Der Steuerzahler erhält mich ohne mein Verdienst und Würdigkeit.

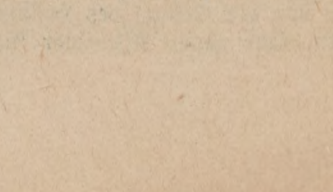
Es ist amtliche, bürokratische Barmherzigkeit, aber sie ist wenigstens da.

Ich bekomme eine wollene Decke und eine Pritsche mit eiserner Federmatratze und kann mich nun so luftig halten, wie ich will. Ich kann mich auf das kalte Metall legen und zudecken, dann friere ich von unten. Ich kann die Decke unterlegen und mich selber darauf, dann friere ich von oben. Das sind alles Dinge des Geschmacks und der persönlichen Veranlagung.

70 Mann liegen in einem Saal, und in der fürchterlichen Luft läßt sich nicht atmen. Aber ich bekomme morgens und abends eine warme Suppe und ein schönes Stück trockenes Brot.

Kalte, geschäftsmäßige Barmherzigkeit, jawohl. Aber sie kostet wenigstens keinen Pfennig. Sie kann mich retten, wenn ich dem Untergang nahe bin, ist das nichts? Sie ist gewiß die letzte Stufe, aber sie ist vorhanden. Ich wurde durch die Inschrift verletzt, aber vielleicht ist die Achtung vor dem inneren Menschen von einem solchen Massenbetrieb wirklich zuviel verlangt.

Und so schlafen täglich ungefähr 4000 bis 5000 Menschen in dieser Hölle. 5000 deutsche Menschen, die am Ende sind. Die auf der letzten Stufe stehen.



Wojewodschaft Schlesien.

Verbesserungen im Wintersportverkehr.

Unter dem Vorsitz des Eisenbahndirektionspräsidenten tagte der Verwaltungsrat der Eisenbahndirektion, dem Vertreter aller Kreise und Gemeinden angehören, um über verschiedene verkehrstechnische Probleme zu beraten. Das charakteristische Merkmal dieser Beratungen war immer wieder die Betonung, daß gerade für Oberschlesien, dem wichtigsten Verkehrszentrum so wenig Mittel für den so notwendigen Um- und Ausbau der Strecken zur Verfügung stehen. Zunächst dankte ein Vertreter der Industrie der Eisenbahndirektion für die Verbesserungen auf dem Gebiete der Wagengestellung hauptsächlich für Kohle und bat, da eine weitere Steigerung des Kohlentransportes zu erwarten ist, den Ausbau der Strecken nach Norden und Osten zu fördern. Dem Eisenbahnministerium in Warschau soll nahegelegt werden, daß der Bau der Eisenbahnlinien von Oberschlesien nach Gdingen unumgänglich notwendig ist und aus laufenden Mitteln durchgeführt werden sollte, solange keine Anleihe für diesen Zweck zu erwarten ist. Der Eisenbahnpräsident versicherte, daß in dieser Hinsicht alles getan wird und zur Zeit auch verschiedene Strecken in Oberschlesien zwecks besserer Verbindung mit der Kohlenschleppbahn umgebaut werden, und die Arbeiten kollossale Mittel erfordern. Schon der Bau des großen neuen Rangierbahnhofes, der bei Janow geplant wird, erfordert etwa 24 Millionen. Durch diesen Bahnhof wird der Kattowitzer Bahnhof vollständig entlastet, so daß Kattowitz selbst nur noch dem Personenverkehr dienen wird, der von Tag zu Tag immer noch zunimmt.

Als zweiter wesentlicher Punkt wurde die Einrichtung eines besseren Touristenverkehrs nach dem Gebirge behandelt. Es sollen spezielle Wintersportzüge nach Zakopane und nach den Beskiden eingelegt werden. Zu diesem Zweck soll von der Eisenbahndirektion ein neuer Motorwagen angeschafft werden, der in dreieinhalb Stunden die Strecke von Kattowitz bis Zakopane bewältigen, und an Sonn- und Feiertagen frühmorgens und dann von Zakopane spät abends zurück verkehren soll. Die Benutzung dieses Zuges soll nur Touristen und Sportlern, die irgend einem Touristenverein angehören, gestattet sein, denen auch Tarifermäßigungen gewährt werden. Allerdings wird diese Einrichtung in dieser Saison nicht mehr möglich sein. Dagegen sollen baldmöglichst Sonderzüge nach den Beskiden eingelegt werden.

Ferner wurden von einigen Vertretern der Bau von Wohnhäusern für die Eisenbahnbeamten verlangt. Der Eisenbahnpräsident erklärte, daß für diesen Zweck nur eine halbe Million Zloty zur Verfügung stehen und davon im nächsten Jahre in Kattowitz ein Beamtenwohnhaus gebaut werden soll.

Verschiedene Anträge von mehreren Gemeinden wie Schoppinitz, Janow, Hohenlohehütte, Michalkowitz, Neudorf, Kochlowitz, Eichenau und Chorzow über Aenderung der Fahrpläne, Einlegung von neuen Zügen, Umbau oder Verbreiterung von Eisenbahntunnels wurden ganz allgemein behandelt und entsprechend den Vorschlägen der Eisenbahndirektion angenommen.

Schneebericht aus den Beskiden.

Die heute aus den einzelnen Tal- und Bergstationen der Beskiden einlaufenden Wetter- und Schneeberichte weisen ein überaus günstiges Bild auf. Nach frostklarer Nacht, bei Temperaturen von 0 bis 14 Grad unter Null, hat sich kaltes aber sonnenklares Winterwetter eingestellt. Prächtige Fernsichten, stellenweise windstill.

Die Bielitzer Berge — Josefsberg, Klimczok, Kamitzer Platte, Klementinenhütte, Skrzyczne — haben eine Schneedecke von 30 bis 50 Zentimeter. Gefrorene Unterlage. Mittagstemperaturen minus 8 Grad. Uebungswiesen auf Bergen und in den Tälern (Szczyrk vollständig gedeckt. Ebenso alle Abfahrten.

Aus den Solabergen und dem Weichselgebirge einschließlich der Talstationen Milowka, Rajcza, Zwardon und Weichsel trifft folgender Schneebericht ein: Nachttemperaturen minus 14 Grad. Tagsüber in den Vormittagsstunden 10 Grad unter Null. Auf alter gefrorener Unterlage 60 Zentimeter Neuschnee. Alle Uebungswiesen und Abfahrten des Gebirgszuges vom Pilsko bis zur Barania einschließlich Hala Boracza, Prusow, Sucha Gora, Lipowska etc. gedeckt.

sprechen. Die erste schlesische Skifabrikation der Firma Jenkner und Wagner hat sich in kurzer Zeit einen guten Ruf erworben und führt nur Qualitätsware. Die Firma ist mit Bestellungen reichlich versorgt. Ein befriedigender Geschäftsgang bei den hiesigen Sportgeschäften stellte sich erst mit dem Schneefall ein. Dasselbe kann man auch von den Herren- und Damenkonfektionsgeschäften sagen.

In der Pelzwarenbranche hat die Kaufkraft des Publikum eher eingesetzt. Für gute Qualität und Ausarbeitung bürgt das Pelzwarengeschäft M. S. Suchon auf der Hauptstraße.

Die Kauflust in der Schuhwarenbranche setzte erst vor den Feiertagen ein und zeitigte ein zufriedenstellendes Resultat. Die Schuhwarenhäuser Eichhorn und Skibelski wurden vom kaufenden Publikum wegen ihrer bekannten Qualitätsware und angemessenen Preisen gern aufgesucht.

Dagegen ist im „Linoleum" der Absatz hinter dem Vorjahr zurückgeblieben .

Die Tuchkaufleute hatten mit dem Absatz der Ware keinen leichten Stand. In dieser Geschäftsbranche belebte sich die Kauflust erst einige Tage vor dem Fest. Prima Stoffe in Qualität und Mode liefert das Tuchkaufhaus Danziger im Geschäftsbazar.

Auch die Kauflust für Musikinstrumente war zufriedenstellend. BKein schlechter ist im Verkauf von Grammophonen festzustellen, die mit technischen Neuerungen versehen, wieder den Markt stark belebt haben. Die altbekannte und kulante Musikalien- und Notenhandlung Safir besaß für die Kauflustigen besondere Anziehungskraft.

Eines regen Betriebes erfreuten sich die Spielwarengeschäfte. Ferner hatten einen guten Zuspruch die Zuckerbäckereien.

Für den Hausbedarf lieferte die B. B. Aktienbrauerei auch zu den Festtagen ein Bier in bekannter Güte und vorzügliche preiswerte Likröe, die in den meisten Gaststätten von Bielitz und Biala zu haben sind.

Aufklärung der Angelegenheit der Fälschung von Patenten für den Hausiererhandel.

In den letzten Tagen erschien in der Presse eine Mitteilung über Fälschung von Patenten für den Hausiererhandel. Die näheren Feststellungen in dieser Angelegenheit haben ergeben, daß die Mitteilungen teilweise ungenau und in jedem Falle stark übertrieben sind. Die Polizei hat die Dokumente, welche für den Hausiererhandel Gültigkeit haben, geprüft und in mehreren Fällen festgestellt, daß die Patente gefälscht wurden. Die Nachforschungen haben zur Festnahme der Dokumentenfälscher geführt. In jedem Falle haben die bisherigen Feststellungen ergeben, daß eine massenhafte Fälschung von Patenten vorgekommen ist.

Es fehlen sämtliche Beweise, daß das Personal des Administrationsgerichtes der Wojewodschaft an der Fälschung irgend ein Verschulden trifft. Durch die im Umlauf gesetzten Gerüchte wird den Beamten ein großes Unrecht getan. Ebenso sind die Mitteilungen unwahr, daß der Staatsschatz einen großen Schaden erlitten hat, da die Patente für den Hausiererhandel unentgeltlich abgegeben werden. Die weiteren Erhebungen der Polizei werden zu einer vollständigen Klärung der Angelegenheit beitragen.

Sistierung von Auszahlungen.

Die Bank Gospodarstwa Krajowego, Abteilung in Kattowitz, teilt mit, daß sie am 27., 28., 29., 30. und 31. Dezember die Geschäftslokale gesperrt halten wird. Aus diesem Grunde werden sämtliche Anleihen, welche von dem schlesischen Wirtschaftsfond genehmigt worden sind, nicht ausgezahlt.

Notlandung eines Militärflugzeuges.

Am Sonnabend, um 12.40 Uhr, ist auf den Feldern bei Myslowitz infolge eines Motordefektes ein Militärflugzeug des 2. Fliegerregimentes in Krakau notgelandet und beschädigte sich. Der Pilot, Feldwebel Wolf, kam bei dem Unfall ohne Verletzungen davon. Die Militärbehörden in Krakau haben an den Unfallort Hilfe entsandt. Der Pilot ist mit der Eisenbahn nach Krakau zurückgefahren.

Bielitz.

Das erste Opfer des Skisportes.

Das herrliche Winterwetter hat am Sonntag viele Freunde des Skisportes erstmalig in einer größeren Anzahl in die Berge gelockt. Bereits am ersten Tage ist ein Unfall zu verzeichnen, welcher sich am Josefsberg ereignete. Der Referent der Finanzbehörde in Bielitz Dr. Eugen Kaczmarz, welcher dem Skisport huldigte, verunglückte am Josefsberg. Er erlitt eine Fraktur am rechten Unterschenkel. Die Rettungsstation brachte den Verunglückten in das Bialaer Spital.

Der Postverkehr zu Weihnachten.

Die Postdirektion Bielitz teilt mit, daß das Postamt 1, am Dienstag, den 24. Dezember bis 5 Uhr nachmittags geöffnet ist.

Am ersten Feiertag ist das Postamt gesperrt.

Am zweiten Feiertag von 9 bis 11 Uhr vormittags gewöhnlicher Innendienst. An diesem Tage wird auch die Post von den Briefträgern ausgetragen werden.

Telegrammverkehr jederzeit.

Von einem Wachtposten angeschossen.

Am Sonntag, um 12 Uhr nachts, wurde der 21 Jahre alte Josef Klawecki am Bahnhof in Zabrzeg von einem Gendarmerieposten angeschossen. Er erlitt eine Verletzung an der linken Schulter. Der Verletzte wurde in das Spital in Bielitz eingeliefert. Die genaue Ursache des Vorkommnisses ist noch nicht festgestellt. Es liegt jedoch die Vermutung nahe, daß Klawecki Kohlen stehlen wollte und von der Gendarmerie überrascht wurde und auf der Flucht angeschossen wurde.

Das Weihnachtsgeschäft in Bielitz-Biala

Weihnachten, das Familienfest in christlichen Kreisen, ruft schon viele Tage vorher eine geheimnisvoll fröhliche Stimmung bei Groß und Klein hervor. Gar zahlreich sind die Wünsche, die aber nicht immer zu erfüllen sind. Die Stimmung erreicht ihren Höhepunkt wenn am Christabend der Christbaum beim leuchtenden Kerzenschein erstrahlt und die schönen Weihnachtslieder erklingen.

Ehe jedoch die Kerzen am Christbaum leuchten ist die Geschäftswelt schon wochenlang vorher eifrigst bestrebt den Wünschen der Kundschaft weitgehendst entgegen zu kommen. Der Weihnachtsverkauf soll den Kaufmann für all seine Mühen lohnen und auch ihm ein zufriedenes Fest bringen. Ein Gang durch die Geschäftslokale der einzelnen Branchen ergibt auch hier ein verschiedenartiges Bild.

Der Weihnachtsmarkt war in beiden Städten reichlich beschickt. Auch an Käufern hat es nicht gemangelt. Butter war mit 7.30 bis 9.20 Zloty per Kilo zu haben. Eier wurden mit 26 bis 30 Groschen feilgeboten. Der traditionelle Weihnachtskarpfen ist durchschnittlich mit 5 Zloty per Kilo gehandelt worden. Wer eine Weihnachtsgans erstehen wollte, muß 9 bis 30 Zloty anlegen. Christbäume waren zur Genüge vorhanden. Die Preise steigen jedoch von Jahr zu Jahr und bewegten sich heuer zwischen 1.50 bis 8 Zloty. In dieser Beziehung hat der Bialaer Magistrat für seine Bürger besser gesorgt, als jener in Bielitz. Funktionäre des Bialaer Magistrates haben im Einvernehmen mit der Polizei jede Ladung von Weihnachtsbäumen beschlagnahmt, wenn der Besitzer derselben keine Verkaufsgenehmigung der zuständigen Gemeinde besaß. Hunderte von Familien in Biala haben auf diese Art Christbäume um 30 bis 100 Groschen erworben.

Was liegt in unserer herrlichen Berggegend näher, als zuerst den für den Sport notwendigen Artikelumsatz zu be-

Straßenbahn- und Autobusverkehr am 24. Dezember 1929.

Am 24. Dezember l. J. wird der Straßenbahnverkehr um 8 Uhr 30. Min. abends eingestellt. Die letzten Züge werden von der Sparkasse nach Zigeunerwald um 7 Uhr 42 Min. und von dort um 7 Uhr 39 Min. zur Sparkasse abgehen.

Im Stadtgebiete werden die letzten Autobusse um 8 Uhr 10 Min. vom Bielskoer Bahnhof und von der Bialaer Kirche, um 8 Uhr von der Kaserne und Bialaer Bahnhof abgehen. Auf den übrigen Linien wird der Verkehr um 8 Uhr abends eingestellt. 630.

Wohnungsbrand. Am Sonntag, um 12.30 Uhr mittags, entstand in der Wohnung des Kapitän K. St. auf der ul. Sobieskiego ein Brand. Der Brand wurde von den Hausbewohnern bemerkt und gelöscht, ehe ein größerer Schaden entstanden ist. Die Ursache des Brandes ist in der mangelhaften Sicherung der Gasleitung zu suchen.

Wohnungseinbruch. In die Wohnung des Robert Musch auf der Bleichstraße ist ein unbekannter Dieb mittels Nachschlüssel eingedrungen. Er hat die Wäsche aus den Schränken auf den Boden zerstreut. Der Dieb hat nach Bargeld gesucht, aber keins gefunden. Ein Schaden ist dem Wohnungsinhaber nicht entstanden.

Kattowitz.

Feierliche Schuleinweihung in Eichenau.

Das Schulgebäude 3 in Eichenau, erbaut im Jahre 1864, reichte für die umgestalteten Verhältnisse nicht mehr aus. Der Gemeindevorstand hat seinerzeit den Beschluß gefaßt, das alte Schulgebäude umzubauen und aufzustocken.

Das Projekt beanspruchte einen Betrag von 95.000 Zl. Die Realisierung des Projektes konnte nur Dank einer Subvention des Wojewodschaftsamtes ausgeführt werden.

Am Sonntag, den 22. d. M. fand die feierliche Einweihung des Schulgebäudes statt. Bei den Einweihungsfeierlichkeiten hat die Wojewodschaft Schulinspektor Dworaczek, den Starosten Dr. Lukowiecki vertreten. Ueberdies haben teilgenommen die Ortsgeistlichkeit, der Gemeindevorstand, die Gemeinderäte, die Schulleiter, der Lehrkörper der Schule 3 sowie eine große Anzahl eingeladener Bürgern.

Um 9 Uhr vormittag versammelten sich die Festteilnehmer vor dem Schulgebäude und marschierten unter Musikklängen in die Parochialkirche zum Gottesdienst. Darauf wurde vom Ortspfarrer Kozietel der Einweihungsakt vorgenommen. Bei dem von der Gemeinde gegebenen Frühstück haben der Gemeindevorsteher Kosma und Schulleiter Stowronek Ansprachen gehalten, die ihre Ausführungen mit einem Hoch auf den Staatspräsidenten und Marschall Pilsudski schloßen .

Große Fasanenjagd bei Henkel v. Donnersmark.

Auf den Gütern des Grafen Lazy Henkel von Donnersmarck in Naklo hat eine große Fasanenjagd stattgefunden. An der Jagd haben u. a. teilgnommen: Vizekriegsminister General Fabrycy, der Adjutant des Herrn Staatspräsidenten Oberst Glogowski, Starost Wl. Bochenski, Fürst Paul Sapieha, Baron von Wutenau und Graf Karl Henkel von Donnersmarck aus Brynek. Jagdkönig blieb Vizeminister General Fabrycy, welcher 47 Fasane und 6 Hasen zur Strecke brachte.

Vier Finger abgerissen. Der 8 Jahre alte Kazimierz Kmiecik kam in der Fizinushütte in Siemianowitz einem Haspelrad zu nahe. Von der Leine wurde ihm die rechte Hand erfaßt und vier Finger abgerissen. Kmiecik wurde in das Knappschaftslazarett eingeliefert. Die Schuld an dem Unfall trägt die Verwaltung der Ficinushütte, da der Unfallort nicht zur Genüge gesichert war.

Wäschediebstahl. Vom Dachboden des Hauses auf der ul. Reymonta in Kattowitz haben unbekannte Diebe zum Schaden des Finanzrates Wychowski 6 Herrenhemden, 4 Paar Unterhosen, 7 Damenhemden und 4 weiße Damasttischtücher gestohlen. Die Wäschestücke waren mit dem Monogramm J. W. und R. W. gezeichnet. Vor Ankauf der gestohlenen Gegenstände wird gewarnt.

Versuchter Wohnungseinbruch. In der Wohnung der Hedwig Dziura in Domb hat ein unbekannter Einbrecher eine Fensterscheibe eingedrückt und versucht, in die Wohnung einzusteigen. Er wurde bei seinem Vorhaben von den Hausbewohnern bemerkt, die Lärm schlugen, worauf der Dieb flüchtete. Ein Polizeifunktionär verfolgte den Dieb und gab hinter demselben drei Schüsse aus der Dienstpistole ab, die jedoch fehlgingen.

Der traditionelle Christbaum am Ringplatz. Um der armen Bevölkerung, insbesondere den Kindern die Weihnachtsfeiertage angenehmer zu gestalten, hat der Magistrat der Stadt Kattowitz den traditionellä Christbaum am Ringplatz aufgestellt. Der Christbaum ist in den Abendstunden schön erleuchtet und gibt dem Stadtbild einen erhebenden feierlichen Charakter. Am 22., 23. und 24. Dezember werden in der Zeit von 4 bis 5 Uhr nachmittag in der Nähe des Christbaumes von den Musikorchestern der Polizei, der Eisenbahn und des Militärs Weihnachtslieder gespielt.

Erholungsurlab des Stadtpräsidenten. Der Stadtpräsident von Kattowitz Dr. Kocur tritt am Montag einen Erholungsurlaub an.

Ein doppelter Autounfall. Auf der ul. Krol. Hucka in Domb wurde von einem Personenauto der auf der Straße vorübergehende Bruno Mrowiec, Bürger in Königshütte, überfahren. Dabei erlitt er leichtere Verletzungen. Mit eigenen Kräften begab er sich nach Hause. Dieser Unfall hatte darauf noch einen anderen Vorfall zur Folge. Der Chauffeur des Personenautos versuchte nach dem Unfall davonzufahren. Er fuhr auf das Straßenbahngleis und stürzte dabei mit dem Auto die zwei Meter hohe Böschung hinab. Die im Auto befindliche Elisabeth Pawliczek aus Lipine hat eine Verrenkung des linken Fußes erlitten.

Königshütte.

Überfall.

Der Bergmann Roman Rog aus Chorzow wurde auf der ul. Mickiewicza in Königshütte von zwei unbekannten Personen überfallen. Sie haben ihm mehrere Schläge mit einem harten Gegenstand auf den Kopf versetzt und ihm darauf ein Paar neue Schuhe im Werte von 47 Zloty gestohlen. Nach dem Ueberfall sind die Banditen geflüchtet. Sie wurden jedoch von der Polizei und dem Publikum verfolgt und festgenommen. Die Banditen sind ein gewisser Bruno Sieronski und Johann Schubert aus Königshütte. Beide wurden dem Gerichtsgefängnis in Königshütte überstellt.

Das Standesamt während der Feiertage. Das Standesamt in Königshütte teilt mit, daß die Büros am ersten Feiertage gesperrt sind. Am 26. ds. M. dem zweiten Feiertag, werden nur Sterbefälle in der Zeit von 9 bis 10 Uhr vormittags zur Anmeldung angenommen. Am 1. und 6. Januar 1930 ist das Standesamt gleichfalls von 9 bis 10 Uhr geöffnet.

Im Hotel bestohlen. Dem Hotelgast Heinrich Kozlowski aus Jenzior, Wojewodschaft Posen, hat ein unbekannter Dieb im Hotel „Polski" in Königshütte aus seinem Zimmer eine Geldtasche mit 130 Zloty, eine Nickeluhr und eine Pistole, System „Mauser", Kaliber 6.35 Millimeter gestohlen. Von dem Dieb fehlt jede Spur.

Myslowitz.

Stadtverordnetensitzung.

In der letzten Stadtverordnetensitzung wurde beschlossen, den städtischen Beamten eine Weihnachtsremuneration in der Höhe eines Monatsgehaltes auszuzahlen.

Für die vom Magistrat angebenen Vereinigungen und Organisationen wurde eine Subvention von 6000 Zloty bewilligt.

Ferner wurde eine Aenderung des Gemeindestatutes für die Schaffung einer billigen Fleischbank im Sinne der Anregung des Wojewodschaftsamtes angenommen.

Der Mitgliedsbeitrag für den Städteverband wurde in der bisherigen Höhe genehmigt.

Das Defizit des Verbandes aus der Beteiligung bei der Landesausstellung soll in der Weise gedeckt werden, daß die Stadtgemeinde einen Betrag in der Höhe von 1 Groschen pro Einwohner bewilligt.

Nach Brzeczkowice wird mit einem Kostenaufwande von 10.000 Zloty ein Kabel gelegt.

Ueberdies wurde beschlossen, im Sinne des Magistratsprojektes die Aenderung der Fürsorgeorganisation für die Armen vorzunehmen.

Plötzlicher Tod. Infolge Herzschlages ist in Rozdzin der 75 Jahre alte Johann Sigmund gestorben. Die Leiche wurde in die Totenkammer des Gemeindekrankenhauses in Rozdzin eingeliefert.

Pleß.

Einbruchsdiebstahl. Die in das Kolonialwarengeschäft des Kaufmannes Johann Baron auf der Bradegrube in Ober-Lazisk führende Eingangstüre haben unbekannte Diebe mit einer Brechstange aufgerissen. Aus dem Geschäftslokal wurden verschiedene Waren in einer noch nicht festgestellten Höhe gestohlen. Des Diebstahls verdächtig ist ein gewisser B. A. aus Althammer. Der Dieb wird von der Polizei gesucht.

O du fröhliche Weihnachtszeit!



Weihnachten mit Peary und Swen Hedin.

Wie die Forscher in Wüste und Eis den Heiligen Abend feiern. Gebratener Hund als Festschmaus. — Ein Christabend am Ende der Welt. — Lichterglanz im Steppenzelt.

Wer durch Beruf und Schicksal in die Fremde verschlagen ist, wird an keinem Tag des Jahres so seiner Einsamkeit und Verlassenheit inne werden wie am Heiligen Abend. Wie übermächtig muß das Heimweh erst den Forscher und Entdecker befallen, der, von jeder Verbindung mit Heimat und Angehörigen abgeschlossen, in unwirtlicher Einöde, in Wüsten und ewigen Eis, sein Weihnachtsfest begeht! Die Reisebeschreibungen der großen Weltfahrer wissen denn auch von dem Bemühen zu erzählen, der Christnacht in weltverlorener Einsamkeit, mitten im Kampf mit der Natur, einen schwachen Abglanz festlicher Stimmung und Weihe zu geben. Vor allen anderen spielt bei diesen improvisierten Feiern die Frage des Küchenzettels die Hauptrolle. Freilich heißt es hier, aus der Not eine Tugend zu machen. Wochenlang hat man sich mit Rücksicht auf das bevorstehende Fest den Bissen vom Munde abgespart, aber „zwischen Lipp' und Kelchesrand schwebt der finsteren Mächte Hand". Das mußte zu seinem Leidwesen auch der berühmte Polarforscher Stefansson auf der von der kanadischen Regierung zur Erforschung der amerikanischen Polargebiete ausgerüsteten Expedition erfahren, als er 1916, im dritten Winter seiner fünfjährigen Reise im höchsten Norden, auf dem Weg von den Gore-Inseln nach Nordwesten begriffen war. Er hatte in seinem Jagdlager auf den Inseln eine große Menge Fleisch und Speck aufgespeichert und einen Eskimo mit der Bewachung der kostbaren Schätze betraut. „Aber dann kamen die Weihnachtsfeiertage", erzählt der Forscher, „und der Eskimo mußte nach dem Expeditionsschiff gehen, um zu feiern, nicht weil er sich einsam fühlte, sondern weil es Weihnachten war. Das gab einem halben Dutzend Eisbären ebenfalls Gelegenheit zum Feiern, und als er wiederkam, waren all die angehäuften Vorräte gefressen oder weggeschleppt und verloren".

Ungleich stimmungsvoller verlief der Weihnachtsabend, den Julius Payer, der Leiter der österreichisch-ungarischen Nordpolarexpedition von 1872-74 mit seinen Genossen in der reizlosen Eiswüste von Nowaja Semlja verlebte. „Ein ausgewählt köstliches Mahl", schreibt der Entdecker des Kaiser-Franz-Joseph-Landes, „vereinte uns, und jeder Bewohner der Kajüte erhielt eine ganze Flasche wirklichen Weins, die Mannschaften eine halbe Flasche nebst einer Viertelflasche künstlichen Weins, außerdem einen Grog von solcher Milde, daß ihn jeder Säugling hätte trinken können. Stockfisch, eine lange aufgesparter Bärenbraten und Nüsse trugen als seltene Gaben in ihrer Weise dazu bei, die Fröhlichkeit zu erhöhen. Eine Kiste mit mitgenommener Geschenke wurde verteilt, und große Freude erfüllte diejenigen, die eine Flasche Rum und einige Zigarren gewonnen hatten". Auch der Amerikaner R. E. Peary, der 1909 dem Nordpol angeblich bis auf 2,5 km nahe kam, feierte vor dem Aufbruch zur letzten schweren Etappe das Weihnachtsfest 1908 an Bord der „Roosevelt" im Kreis seiner Expedition mit Festessen, Wettspielen, Verlosungen und anderen Lustbarkeiten. „Es war nicht sehr kalt an diesem Tage", schreibt er in seinem Buch „Die Entdeckung des Nordpols". Am Morgen begrüßten wir uns mit dem Glückwunsch „Fröhliche Weihnachten", wie wir es zu Hause gewöhnt waren. Beim Frühstück hatten wir alle Briefe von Hause, und ich verteilte die Weihnachtsgeschenke, die ich für den Zweck zurückgelegt hatte. Um zwei Uhr gab es Wettrennen auf dem Küsteneise beim Schein von fünfzig in zwei Reihen aufgestellten Schiffslaternen. Es war ein eigenartiger Anblick, diese erleuchtete Rennbahn, die nur 7 einhalb Grad vom Ende der Erde entfernt war. Das Menu der Festtafel bestand aus Moschusochsenbraten, einem englischen Plumpudding, einem Hefekuchen mit Schokoladenguß, und bei jedem Gedeck stand ein Päckchen mit Nüssen, Kuchen und Zuckerwerk mit einem angehefteten Kärtchen: „Fröhliche Weihnachten von Mrs. Peary".

Während es den genannten Nordpolforschern gelang, wenigstens einen Schimmer des heimatlichen Festglanzes in die arktische Eiswüste hinüberzuretten, fand der Weihnachtsabend des Jahres 1911 die von D. Mawson geführte australische Südpolexpedition auf der Höhe ihres furchtbaren Kreuzweges. Unter Hunger und Entbehrungen mußte man sich Schritt für Schritt weiterkämpfen und war gezwungen, die auf 50 Gramm herabgesetzte Tagesration durch das Fleisch der geschlachteten Hunde notdürftig zu ergänzen, die, bis auf die Knochen abgemagert, den Strapazen sowieso zu erliegen drohten. „Am 24. Dezember", heißt es in dem Reisewerk Mawsons, „erhoben wir uns um 11 Uhr abends. Wir verwandten jedoch wegen Weihnachten soviel Zeit auf die Zubereitung eines Hundebratens, daß wir erst um 2 einhalb Uhr in der Frühe fortkamen. Wir wünschten uns gegenseitig fröhlichere Weihnachten für die Zukunft, und ich verteilte zwei Biskuits, die ich als Ueberreste besserer Zeiten in einer meiner Taschen gefunden hatte". Die Wünsche eines fröhlicheren Weihnachtsfestes blieben indessen auch in den folgenden Jahren unerfüllt, wenn auch die Speisefolge des Festmahls gelegentlich einmal statt des Hundebratens einen besseren Leckerbissen in Gestalt von Schaffleisch aufwies.

Sven Hedin, der kühne Eroberer Innerasiens, gedenkt in seinem an farbigen eindrucksvollen Schilderungen so reichen Werk „Mein Leben als Entdecker" verschiedener Christabende, die aber die rechte Feststimmung nicht aufkommen lassen wollten. Schlimm war besonders der Winterritt 1899 durch die innerasiatische Wüste, deren Landschaft so „tot wie die Oberfläche des Mondes" war. „Es war heiliger Abend, doch der Weihnachtsengel ging an uns vorüber. In gelben Mähnen wirbelte der Sand von den Dünenkämmen. Wir

Kattowitz

Autobusverkehr am Heiligen Abend und am ersten Feiertag eingeschränkt

Wie die Schlesische Autoverkehrsgesellschaft mitteilt, wird am Heiligen Abend und am ersten Feiertag der Autobusverkehr zwischen Kattowitz und Beuthen Einschränkungen erfahren und zwar wie folgt:

Der letzte Autobus verkehrt am 24. Dezember 1929 ab Kattowitz nach Beuthen um 19 Uhr; ab Beuthen nach Kattowitz um 20 Uhr, ab Sosnowitz nach Myslowitz um 18.40 Uhr, ab Myslowitz nach Sosnowitz um 19 Uhr.

Am 25. Dezember verkehrt der erste Autobus ab Kattowitz nach Beuthen um 8 Uhr; ab Beuthen nach Kattowitz um 9 Uhr; ab Sosnowitz nach Myslowitz um 9,40 Uhr; ab Myslowitz nach Sosnowitz um 10 Uhr.

Weihnachtsfeier der Freiwilligen Feuerwehr 1. Um auch den Kindern und Frauen der aktiven Mitglieder der Freiwilligen Feuerwehr 1 Kattowitz eine Weihnachtsfreude zu bereiten, hatte der Vorstand in Verbindung mit einer hierzu gewählten Kommission im Saale der „Erholung“ eine Weihnachtsfeier veranstaltet, die reich an Geschenken und Darbietungen war. In den Dienst der guten Sache hatten sich verschiedene der Wehr angehörende inaktive Mitglieder gestellt und das Fest durch Schenken von verschiedenen Gegenständen verschönert. Besonders anerkennenswert ist es, daß Kamerad, Dipl. Optiker J. Wyk, einen Kinoapparat zur Verfügung gestellt hatte, wobei die gezeigten Bilder eine große Freude bei der Kinderschar erweckten. Gegen 7 Uhr eröffnete der 1. Vorsitzende der Wehr, Stadtrat Golla, den Abend mit Begrüßung der Erschienenen und gab in kurzen Worten ein Bild über das Weihnachtsfest als Fest der Freude für groß und klein sowie für den Nächsten. Weihnachtslieder, deklamatorische Vorträge zogen sich den ganzen Abend hindurch, und man sah an den fröhlichen Kindergesichtern, daß dieser Abend ein recht herzlicher für die Kleinen war. Den Dank namens der aktiven Kameraden stattete Oberbrandmeister Nytz ab und gab dem Wunsche Ausdruck, daß das gute Verhältnis zwischen Mitgliedern und Vorstand noch weiter bestehen bleiben möge. In den guten Dienst der Sache hatte sich auch Kamerad Petresko gestellt, indem er für den ganzen Abend ein großes Grammophon zur Verfügung gestellt hatte. Als dann später der Nikel mit seinem Freunde Ruprecht erschien, gab es eitel Freude und lachende Kinderherzen, denn jedes Kind wurde mit einem großen Paket Pfefferkuchen, Nüssen und anderen Süßigkeiten bedacht.

Rybnik.

Grubenunfälle.

Die auf dem Bergwerk in Marklowice beschäftigten Wagenstößer Theodor Gonsior, 25 Jahre alt, und Paul Piechaczek, 29 Jahre alt, beide aus Marklowice, wurden vom herabfallenden Kohlengestein verschüttet. Beide wurden nach schweren Bemühungen aus ihrer Lage im schwerverletzten Zustande zu Tage gefördert und in das Knappschaftslazarett in Rydultau übergeführt.

Schadenfeuer. Infolge schlechter Konstruktion des Kamines entstand im Hause des Josef Jasiok in Skrzyzowice ein Brand. Dabei wurden das Wohnhaus und eine nebenan liegende Stallung sowie verschiedene landwirtschaftliche Geräte vernichtet. Der Schaden beträgt 9000 Zloty.

Kirchendiebstahl. Unbekannte Täter sind in die Parochialkirche in Birtultow mit Hilfe von Nachschlüsseln eingedrungen. Die Diebe haben einen Opferkasten erbrochen und etwa 30 Zloty Bargeld gestohlen. Von den Dieben fehlt jede Spur.

Schwientochlowitz.

Neue Brot- und Semmelpreise. Die Kreiskommission in Schwientochlowitz hat folgende Orientierungspreise festgesetzt. Für ein Kilo Brot 46 Groschen, 1 Kilo 70prozentiges Mehl 45 Groschen, 1 Kilo Weizenmehl 65 Prozent 71 Groschen, 1 Semmel 92 Gramm 10 Groschen.

Die Dynamitsprengkapsel im Zimmerofen. In diesen Tagen hatte die 16jährige Tochter des Leopold Malcherek in Lagiewnik Kohlen in den Ofen angelegt. Kurze Zeit darauf erfolgte eine Explosion, wobei das Mädchen schwere Brandwunden am Gesicht und Halse davontrug. Es hatte sich eine Dynamitkapsel unter den Kohlen befunden.

Beide Beine vom Körper abgetrennt. Auf dem Staatseisenbahngleis in der Nähe der Mathildegrube Westfeld in Lipine geriet unter die Räder eines rangierenden Zuges der Grubenbeamte Josef Szczyrba. Dem Bedauernswerten wurden beide Beine vom Körper abgetrennt. Szczyrba wurde in das Knappschaftslazarett in Königshütte eingeliefert.

Kindesweglegung. Eine gewisse Elfriede Kostarczyk hat in einem Büro des Gemeindeamtes in Wielko Dombrowka ein zwei Monate altes Kind liegen gelassen, worauf sie sich entfernte. Das Kind wurde von der Gemeinde in Fürsorge genommen.

Tarnowitz.

Zugentgleisung. Auf der Station in Radzionkau sind von einem Güterzug vier Waggons, welche mit Kohlen beladen waren, entgleist. Ein Waggon wurde erheblich beschädigt. Personen sind nicht zu Schaden gekommen. Die Ursache des Unfalles soll die eingeleitete Untersuchung durch die Eisenbahnbehörden ergeben.

Eine Schreibmaschine gestohlen. Zum Schaden des Ernst Felderhof in Tarnowitz wurde eine Schreibmaschine, Marke „Mercedes“, im Werte von 800 Zloty gestohlen. Vor Ankauf dieser Schreibmaschine wird gewarnt.

Die Höllenmaschinenaffäre in Agram.

Belgrad, 23. Dezember. Wie aus Agram gemeldet wird, wurde dort der Vorsitzende der ehemaligen kroatischen Bauernpartei und Nachfolger Stephan Raditsch in der Parteiführung, Dr. Wladimir Matschek, verhaftet. Die Verhaftung Matscheks soll im Zusammenhang stehen mit der Aufdeckung eines geplanten Höllenmaschinenanschlages, der gegen die zum Geburtstag des Königs nach Belgrad fahrenden kroatischen Deputationen verübt werden sollte. Wegen dieses Anschlages wurden bereits in den letzten Tagen in Agram zahlreiche Verhaftungen vorgenommen. Aus den Aussagen von Verhafteten soll hervorgehen, daß mit den Höllenmaschinen, die gefunden wurden und in den Händen der Polizei sind, ein Attentat auf den Zug geplant war und ferner ein Attentat in der Agramer Kathedrale während des Gottesdienstes am Geburtstag des Königs. Unter den Verhafteten befinden sich der ehemalige Abgeordnete der Raditsch-Partei Jelasitsch und ein ehemaliger Oberst Begitsch. Ihre Aussagen, in denen sie ihre Teilnahme an den versuchten Attentaten zugaben, sollen Matschek insofern belastet haben, als er die Vorbereitungen des Attentates durch Geldzuwendungen gefördert haben soll. Matschek wurde daraufhin gestern verhaftet.

Radio

Das Interessanteste aus dem Europaprogramm.

Opern:

Dienstag: 19.00 Moskau-Popow: „Mawra“ von Strawinsky und „Wera Scheloga“ von Kinsky-Korsakow.

Mittwoch: 19.00 Berlin: „Aida“ von Verdi; 19.30 Budapest: „Cavalleria rusticana“ von Mascagani und „Bajazzo“ von Leoncavallo; 19.30 Stuttgart: „Oberon“ von Weber

Donnerstag: 20.10 Wien: „Carmen“ von Bizet; 21.02 Neapel: „Götterdämmerung“ von G. Rossini; 21.02 Neapel: „Madame Butterfly“ von Puccini.

Samstag: 19.00 Prag: „Don Juan“ von Mozart; 20.00 Basel: „Cosi fan tutti“ von Mozart.

Konzerte:

Freitag: 21.05 Wien: Kammersänger D. de Caro: Arien und Lieder.

Operetten:

Samstag: 19.30 Brünn: „Orpheus in der Unterwelt“ von J. Offenbach, 21.05 Turin: „Die lustige Witwe“ von Lehar.

Prosa und Sonstiges.

Dienstag: 19.00 Leipzig: „Das Spiel von den heiligen drei Königen“ von F. Timmermanns, 23.00 Freiburg: „Das Christgeburtsspiel“ von E. Wege.

Mittwoch: 20.05 Wien: „Tiroler Weihnachtsspiel“, 21.00 Stuttgart: „Turandot“ von Schiller.

Donnerstag: 19.05 Berlin: „Hinter den Kulissen eines großen Wanderzirkus“.

Dienstag, 24. Dezember.

Kattowitz. Welle 408.7: 17.00 Programm für das Kind, 21.30 Weihnachtsprogramm der polnischen Sender, 24.00 Mitternachtsmesse.

Krakau. Welle 312.8: 16.45 Weihnachtswünsche an die Soldaten, 17.45 Weihnachtslieder im alten und neuen Polen.

Breslau. Welle 325: 16.00 Weihnachtsglocken vom Breslauer Dom, 17.40 Ein Krippenspiel nach alten Weisen, 18.35 Alte Weihnachtslieder, 20.15 Konzert.

Berlin. Welle 419: 15.20 Weihnachtschöre, 19.00 Heiligabend, 20.15 Stille Stunde an Weihnachten.

Wien. Welle 516.4: 15.00 Märchen für die Kleinen, 15.20 Waldweihnacht, 18.30 Das Christkind kommt, 21.00 Volkstümliches Konzert.

Mittwoch, 25. Dezember.

Kattowitz. Welle 408.7: 10.15 Gottesdeinst von Posen, 20.00 Gemeinsames Weihnachtsprogramm der Sender Kattowitz, Krakau, Wilna und Posen.

Krakau. Welle 312.8: 11.58 Bläserchor, 17.10 Volkstümliche Tänze.

Breslau. Welle 325: 9.30 Weihnachtsmorgenkonzert, 11.00 Evangelische Morgenfeier, 15.30 Kinderstube, 22.30 Die Abendberichte.

Berlin. Welle 419: 8.55 Stundenglockenspiel der Potzdamer Garnisonskirche, 12.00 Mittagskonzert, 15.45 Märchen, 19.00 Aida, Oper in vier Akten von Antonie Ghislanzoni.

Donnerstag, 26. Dezember.

Kattowitz. Welle 408.7: 10.15 Gottesdienst aus dem Franziskanerkloster, 16.20 Programm für das Kind, 17.20 Nachmittagskonzert, 20.05 Konzert leichter Musik, 23.00 Tanzmusik.

Krakau. Welle 312.8: 17.00 Frau und Wissenschaft, 19.00 Verschiedenes, 19.58 Zeitzeichen, Bläserchor.

Warschau. Welle 1411.8: 12.10 Sinfoniekonzert an der Philharmonie, 17.00 Spiele und Weihnachtsfestlichkeiten am Hof Ladislaus 4, 1925 Frivolitäten mit Musik, 12.00 Fest-Feuilleton.

Breslau. Welle 325: 11.00 Katholische Morgenfeier, 15.00 Kinderstube, 18.55 Neue Chormusik, 20.00 Weihnachtsmusik.

krochen deshalb zeitig in die Pelzsäcke, um zu schlafen“. Den Weihnachtsabend des nächsten Jahres verlebte Sven Hedin in Tibet in Gesellschaft von Herrenhutermissionare, bei welcher Gelegenheit ihm die freudige Ueberraschung zuteil wurde, im Kirchensaal die Weihnachtskerzen strahlen zu sehen, eine weihnachtliche Fata morgana, die nur zu bald wieder de mstumpfen Elend des Kampfes um das nackte Leben Platz machte. Aber selbst die gefährliche Situation in Nordtibet, wo der schwedische Forscher bei einer Kälte über 30 Grad zu unfreiwilligerRast gezwungen wurde, weil die Tibetaner seinem Weitermarsch nach Ihassa passiven Widerstand entgegensetzten, konnte den Wunsch das Christfest feierlich zu begeben, nicht unterdrücken. „Nachdem ich meine Tagesarbeit beendet hatte“, schreibt Sven Hedin, „wollte ich doch in irgendeiner Weise Weihnachten feiern. Ich hatte etwa 40 Lichtstümpfe aufgehoben, und diese wurden jetzt auf einer Kiste aufgereiht und angezündet. Alle Diener wurden eingeladen, vor dem geschlossenen Zelt Platz zu nehmen, und als dann plötzlich die Zeltbahn zurückgeschlagen wurde, staunten die Leute über diese ungewöhnliche Lichterpracht. Sie holten Flöten und Kasserollen, die als Trommeln dienten, und begannen zu singen und zu tanzen. Die Nomaden der Gegend dachten sicher, daß wir Gottesdienst abhielten und Beschwörungtänze aufführten. Die Lamas sagen ein Lied zu Ehren ihres Klosters Taschilumpo, und als alles still war, las ich die Bibeltexte, die am Weihnachtsabend in allen Kirchen Schwedens und der übrigen Christenwelt verlesen wurden“.

Die Uhrpantoffeln.

Weihnachtsskizze von M. W. Landsfeldt.

Meine Seele schweift zurück zu frühen Tagen.

Ich sehe mich als Kind vor unserem Wohnzimmer auf dem dunklen Flur stehen. Die Tür ist leicht angelehnt. Auf dem Boden liegt ein ganz schmaler Streif, von der Zimmerlampe hingeworfen, wie mit einem Messer scharf ausgeschnitten. Es kommt mir so vor, als hätte das Christkind ein goldenes Band hinter sich liegen lassen. Zitternd vor Erregung springe ich über den Lichtstreif hinüber und herüber. Immer wieder hinüber und herüber. Drinnen im Zimmer raschelt Papier. Da fällt etwas auf den Boden. Das muß eine Nuß gewesen sein. Ich weiß genau, wie das klingt, wenn eine Nuß auffällt. Vor meinen Augen tanzen Hunderte von silbernen und goldenen Nüssen. — Es duftet nach Tannen. Ob wohl das Christkind eben auf dem Christbaum heuer wieder die Arme ausgebreitet hält und die Flügel dahinter? Ob es wieder den goldenen Rock mit den vielen steifen Falten anzieht? Mein Herz pocht bis zum Hals hinauf. Meine zitternden Hände sind heiß und umklammern krampfhaft zwei auf papiernem Silberstramin mit roter Seide gestickte Uhrpantoffeln — meine Geschenke für Vater und Mutter . . .

Diese Pantöffelchen waren seit Wochen zum Mittelpunkt meines kleinen Kinderdaseins geworden. Von meinen Sparpfennigen hatte ich mit Stolz, selig im Glück des Gebens, das Nötige heimlich eingekauft. Gestickt wurden sie bei Rosina in der Küche, wodurch sie eine etwas trübe Farbe bekommen hatten. Wenn mir aber auch diese Arbeitsstätte gefährdet schien, flüchtete ich zuweilen in die Magdkammer und nistelte dort bei recht kalter Temperatur an meinen Geschenken. Diese Schwierigkeiten erhöhten für mich nur noch den Reiz meines Geheimnisses. Nachts verbarg ich die Stikkerei, fest eingewickelt, im Bett und besah sie immer nochmals vor dem Einschlafen und am Morgen beim Erwachen. Tagsüber ruhte sie friedlich neben der Fibel in der Schultasche.

Zwei Tage vor dem Fest konnte ich meine Weihnachtsgaben fertig vor mir ausbreiten. Die Pantoffeln waren wie zwei Eier gearbeitet. Keines der guten Eltern durfte benachteiligt oder bevorzugt werden. Rosina hatte noch zuguterletzt an jeder Sohle einen Ring zum Befestigen an der Wand und ein Messinghäckchen zum Aufhängen für die Uhr angebracht.

„Wie muß das aussehen, wenn die Silberpantoffeln über den Betten von Vater und Mutter hängen? Wenn auf jedem eine Uhr glänzt und die goldenen Ketten in den Vorderschuh herunter baumeln, aus dem ein wenig das rote Futter heraus blitzt!“

Ueber alle Unebenheiten, Fehler und kleinen Flecken strich ich solange beschönigend und liebkosend mit der Hand hinweg, bis sie mir ganz verschwunden erschienen. So lagen die Pantöfelchen, märchenhaft glitzernd, in vollkommener Schönheit vor mir. Und ich sah dabei Aschenbrödels verlorenen Schuh unvergleichlich herrlich und winzig klein auf der Treppe liegen . . .

Ich hüpfe noch immer über den Lichtstreif, hinüber und herüber. Rasch wiederhole ich mir nochmals den kleinen Vers, den Rosina mit den größten Schwierigkeiten gedichtet hat. Ich soll ihn auffagen, wenn ich die Geschenke überreiche. Ich höre die Eltern wispern, sie sprechen gewiß mit dem Christkind. Nun dringt ein wunderbarer Wachsgeruch aus dem Zimmer. Ich atme tief ein. Plötzlich ertönt der helle, liebliche Klang eines Glöckleins, der Türspalt wird weiter, die Tür öffnet sich; es ist als müßte etwas in mir zerspringen.

Vom alten Tafelklavier her erklingen leise Melodien. Vor mir breitet sich eine Lichtfülle aus, die mich himmlisch dünkt. Ich kann nichts Genaues unterscheiden, so viel bunter Glanz dringt auf mich ein . . . da werfe ich die kleinen Silberpantoffeln von mir und stürze mich mit ausgebreiteten Armen an das Herz meiner Mutter . . .

Theater Musik

Von „Wampuka" zur „Dreigroschenoper".

25. Jahre Opernparodie.

Die Oper als Kunstwerk wird heute travestiert. Die modernen Komponisten schreiben Werke, die nichts weiter sind als eine Parodie der aus einem Kompromiß entstandenen Opernform. Man braucht nur an die erfolgreiche „Dreigroschenoper" Kurt Weills oder an die Oper „Neues vom Tage" von Hindemith zu erinnern. Die erste und zugleich ausdrucksvollste Opernparodie ist vor nunmehr fünfundzwanzig Jahren in Rußland entstanden. Sie hat in der Geschichte der russischen Opernregie eine entscheidende Rolle gespielt und wird heute noch in Moskau und Leningrad mit Erfolg aufgeführt. Um die Jahrhundertwende konnte sich das Musikdrama als angeblich zukunftweisende Form der Oper in der ganzen Welt einer beinahe unbestrittenen Alleinherrschaft erfreuen. Heute ist die einseitige Ueberschätzung des Musikdramas allerdings einer sachlicheren Beurteilung gewichen, und man sieht, daß sowohl Musikdramen als auch Opern Erzeugnisse einer Kompromißkunst sind, bei denen die Illusion der Wahrhaftigkeit der Bühnenvorgänge niemals erreicht werden kann, im Gegensatz zum Wortdrama, dem die Illusion der Wahrhaftigkeit zugrundeliegt. Zu Anfang des Jahrhunderts waren die intellektuellen Kreise in Rußland von Wagner so begeistert, daß es geradezu als Schande galt, sich eine andere Oper als ein Werk des Bayreuther Meisters anzuhören. Der Widerwille gegen die Oper, vor allem gegen die italienische Opernkunst, erstreckte sich auch auf die Darstellung und Regie, die damals das Spiel und das Erlebnis auf der Opernbühne vollständig vernachlässigte, zumal da sich der Text alter Opern durch eine geradezu haarsträubende Albernheit und Banalität auszeichnete. Die Petersburger Kleinkunstbühne, „Schiefer Spiegel", ein literarisches Theater von hohem Rang, brachte nun eines Tages unter dem Titel „Wampuka" eine Opernparodie heraus, die sofort ein großer Erfolg wurde und vier Jahre allabendlich ausverkaufte Häuser hatte. Die Wirkung dieser Parodie war ungeheuer. Alle Opernregisseure verlangten plötzlich von ihren Sängern ein vernünftiges Spiel. Die Menschendarstellung auf der Opernbühne eröffnete der Opernkunst von nun an ungeahnte Möglichkeiten, was man nicht zuletzt dieser geistreichen Parodie zu verdanken hat.

Der Text dieser „Oper" stammt vom Interdanten der Petersburger Hofoper, dem Fürsten Wolkonsky, der nach einem Streit mit der Geliebten des Zaren, der Tänzerin Kschesinska, seinen Posten hatte verlassen müssen. Die Oper wurde mit einem Chor von Flüchtlingen eingeleitet, die immer auf derselben Stelle standen und minutenlang in allen Tonarten die Worte sangen: „Wir sind verfolgt, wir flüchten schnell." Dann erschien auf der Bühne ein ägyptischer König und verkündete in einem pathetischen Rezitativ: „Ich habe Sie erobert. „Es folgten ein Triumphmarsch, bei dem dieselben Statisten nach einem Rundgang durch die Kulissen viermal über die Bühne gingen, ein unsäglich lächerliches Ballett und ein Schlußchor. Aus dem Inhalt der Oper wurde man natürlich nicht klug. Im zweiten Akt sah man eine blondlockige Schöne auf einem mitten im Walde stehenden Prunkbett schlafen. Ein Tenor mit Schmerbauch, ein Prinz, erschien und sang eine lange, kunstvoll verzierte Arie, worauf er die Schöne mit einem Kuß erweckte und mit ihr ein süßliches Liebesduett sang. Dann führte er, nachdem er noch seinen Nebenbuhler, einen Bariton, der ihm die Schöne hatte rauben wollen, im Zweikampf besiegt hatte, die Prinzessin fort. Der dritte Akt spielte wieder am Hofe des ägyptischen Königs in dem ein Chor folgende Strophen sang: „Ein Ge- ein Ge- Gesetz ist uns gewesen, viel Schä-, viel Schä-, viel Schätze aufzulesen". Der Prinz erschien mit der Schönen und verwickelte sich in eine Auseinandersetzung mit dem König, von der man nicht ein Wort verstehen konnte. Dann stachelte der Tenor die Untertanen zum Aufruhr auf und bestieg, nachdem der König verjagt worden war, seinen Thron. Die Musik war gleichfalls parodistisch gehalten. Das witzige Werk bedeutete seinerzeit eine neue Etappe in der Entwicklung der Opernkunst. Es würde sich lohnen, dieses originelle Stück in Deutschland, wo soviel von der Krise der Oper geschrieben wird, einmal aufzuführen.

Dr. A. v. Andreewsky.

Spaniens Weihnachtsmann: die Lotterie!

Blockierte Straßen im weihnachtlichen Madrid. — Eine Herzenssache des ganzen Volkes. — 15 Millionen Peseten zu gewinnen. — Ein Franzose macht das Rennen.

Alljährlich um die Weihnachtszeit steht Spaniens Hauptstadt im Zeichen eines Ereignisses, das schon lange vor Beginn des Advents Tausende und Abertausende in täglich wachsender Spannung hält. Aber nicht nur in Madrid und im ganzen Königreich, sondern überall, wo die spanische Zunge klingt, ersehnen Millionen den Anbruch des entscheidungsvollen Tages vor der Christnacht, den Morgen des 22. Dezember, an dem die Ziehung der spanischen Weihnachtslotterie beginnt, und Millionen Gewinne verteilt werden. Sogar jenseits des Ozeans, in Lateinamerika, harren Unzählige der Entscheidung des Glücksrades entgegen. Kein anderes Ereignis kann neben dieser großen Erwartung die Gemüter beschäftigen, selbst die Politik tritt völlig in den Hintergrund. Bereits sechs Tage vor Beginn der Ziehung rüstet man sich in Madrid zum würdigen Empfang der Glücksgöttin. beginnen die Ansammlungen der Lotteriespieler in den Straßen vor den Gebäuden der staatlichen Lotteriedirektion und die Ordnungsmaßnahmen der Polizei. Denn diese Tausende harren sechs Tage und Nächte auf der Straße aus, um sich im Ziehungssaal ein Plätzchen zu sichern und bei der Verkündung der Lotteriegewinne zugegen sein zu können. Sie werden im Laufe dieser Zeit von ihren Angehörigen abgelöst und lösen diese dann wieder ab; während des Wartens werden sie mit Speise und wärmendem Trank gestärkt. Für die ganz Unentwegten, die während der langen Zeit auf ihrem Posten ausharren müssen, gibt es Stühle, warme Decken und Ruhekissen. Doch je näher der Tag der Entscheidung rückt, wächst nicht nur die allgemeine Spannung, sondern umso höher steigt auch der Preis eines Platzes in den vordersten Reihen, denn für viele der Wartenden ist das tagelange Ausharren auf der Straße nur ein Geschäft, das sich aus der Möglichkeit ergibt, das Plätzchen an den Meistbietenden zu verkaufen. Diese Transaktionen werden in aller Heimlichkeit abgeschlossen und die Steigerer als Verwandte und gute Bekannte ausgegeben, um unter den Nachdrängenden kein böses Blut zu erregen. Bereits in der frühen Morgenstunde des Ziehungstages kommt Bewegung in die bis dahin ruhige Masse, und alles drängt sich zum Eingang des Ziehungssaales, wo die Nummer des Hauptgewinnes von 15 Millionen Peseten verkündigt werden soll. Außer dem Hauptgewinn sind noch die auch nicht zu verachtenden Gewinne von 10 und 5 Millionen Peseten das Ziel aller Träume und Wünsche. Die Nachfrage nach Losen der spanischen Weihnachtslotterie nimmt von Jahr zu Jahr zu. Obwohl bei der letzten Ziehung im vorigen Jahr die Zahl der Lose um weitere 2000 Nummern erhöht worden war, hatte sich die Nachfrage so gesteigert, daß die Lose bereits Wochen und Monate vorher ausverkauft worden waren. Nur mit erheblichem Aufgeld waren in den letzten Wochen vor der Ziehung noch vereinzelt Lose unter der Hand erhältlich.

Ist am Ziehungstag dann der dramatische Augenblick vorbei, in dem die Nummern der Hauptgewinne ausgerufen wurden, stürmen die anwesenden Journalisten und mit ihnen viele Neugierige davon, um beim Kollekteur, der die Glücksnummer verkauft hat, den Namen des Gewinners zu erfahren. Dann folgt die Inquisition, der sich der Liebling Fortunas unterwerfen muß, und in dem ihm keine Frage erspart bleibt. Nicht immer gelingt es den Neugierigen, schon am Ziehungstag selbst die Person des Gewinners von 15 Millionen Peseten zu erforschen. So soll bei der vorjährigen Ziehung nur soviel festzustellen gewesen sein, daß der Hauptgewinn einem Spieler außerhalb Spaniens zugefallen war. Mehr wußte der Kollekteur nicht, der das Glückslos verkauft hatte. Erst nach Wochen stellte sich heraus, daß eine französische Bank im Auftrag eines Kunden das Los gekauft hatte. Welche Enttäuschung und Erbitterung bei den Lotteriespielern, als sie weiter erfuhren, daß die 15 Millionen Peseten an einen Franzosen ausgezahlt worden waren, der schon vorher ein stattliches Vermögen sein Eigen genannt hatte! Aber die Hoffnung ist stärker als aller Mißmut. So wiederholt sich Jahr um Jahr dasselbe Schauspiel der wartenden Glücksjäger in den Straßen von Madrid. Jahr für Jahr harren 62 000 Losbesitzer — was in Wirklichkeit Millionen Lotteriespieler bedeutet — in fieberhafter Spannung auf den Morgen, der nur wenigen Auserlesenen das ersehnte Glück bringt und den übrigen nur die Hoffnung auf das nächste Jahr und die nächste Weihnachtslotterie läßt.

Stadttheater Bielitz.

Erster Weihnachtsfeiertag, Mittwoch, den 25. ds. nachmittags, 4 Uhr, Kindermärchen-Vorstellung „Dornröschen". Halbe Preise.

Erster Weihnachtsfeiertag, Mittwoch, den 25. ds. abds. 7 Uhr die erste Wiederholung der Novität „Der Mann, der seinen Namen änderte", Schauspiel in 3 Akten von Edgar Wallace.

Freitag, den 27. ds. abends 8 Uhr, außer Abonnement, findet eine Schülervorstellung statt zu bedeutend ermäßigten Preisen, zum letztenmal: „Was ihr wollt", Lustspiel in 5 Aufzügen von William Shakespeare.

Sportnachrichten

Stürmischer Verlauf der Generalversammlung des Bielitz-Bialaer Unterverbandes.

Die am Sonntag im Saale „Viribus Unitis" abgehaltene Generalversammlung des Bielitz-Bialaer Unterverbandes nahm unter äußerst starker Beteiligung aller dem Verband angehörenden Vereine einen in der Geschichte des heimischen Fußballsportes noch nie dagewesenen stürmischen Verlauf. Die Ursachen dazu gaben verschiedene im Verlaufe der Saison zu Tage getretene Mißstände, ungerechte Benachteiligung einzelner Vereine, ungleiches Maß bei Bestrafung von Spielern verschiedener Vereine etc. Es kam zu dramatischen Szenen die manchmal das Aergste befürchten ließen. Daß es trotzdem nicht dazu kam, ist vielleicht nur der Anwesenheit der Vertreter des Kattowitzer Kreisverbandes der Herren Präsident Flieger und Präses des Straf- und Meldeausschusses Kordula sowie der Besonnenheit einiger Verbandsfunktionäre zu danken. Der Zündstoff, der sich während der Saison durch die Tätigkeit einiger Machthaber im Verband angesammelt hat, drängte zum Ausbruch und die stattgefundene Generalversammlung bot hierzu die erwünschte Gelegenheit. Viel trug dazu auch die provozierende Haltung des früheren Verbandssekretärs Herrn Goldberg bei, der gestern Worte hören bekam, wie sie bisher noch kein Verbandsfunktionär gehört hat und der fast dazu gezwungen worden wäre, den Saal zu verlassen. Daß es zu diesen unschönen und im schlesischen Sport bisher nicht gekannten Vorfällen gekommen ist, haben sich einige der maßgebenden Persönlichkeiten im Verband selbst zuzuschreiben und dürfte es für den neugewählten Vorstand ein Mahnruf sein, in seiner neuen Tätigkeit Wege einzuschlagen, die den in diesem Jahre geübten Praktiken möglichst ausweichen. Die Zusammensetzung des neuen Ausschusses, der nach stundenlangen Debatten gewählt wurde, scheint die Gewähr zu geben, daß es im neuen Jahr eine geregeltere Tätigkeit im Bielitz-Bialaer Unterverband geben wird.

Die für 9 Uhr einberufene Versammlung begann mit fünfviertelstündiger Verspätung, da man auf die Kattowitzer Herren wartete, die dann infolge Zugsverspätung um 11,30 Uhr eintrafen. Vizepräsident Studencki eröffnete die Versammlung, welche per Aklamation Herrn Apotheker Foltynski (Koszarawa, Zywiec, zum Versammlungsleiter wählte. Als Portokollführer fungierten die Herren Mazur (Biala-Lipnik) und Kopacz (BBSV.) Zu Mandatsprüfungskommissären wurden die Herren Lubich, Schweda und Niemiec ernannt.

Nach der Verlesung des Protokolles der vorjährigen Generalversammlung, welches genehmigt wurde, gab die Mandatskommission bekannt, daß folgende stimmberechtigte Vereine anwesend seien: BBSV., Hakoah, Sturm, Biala-Lipnik, Kaszarawa, Sportklub, Sola, Oswiencim, RKS., Czechowice, Grazyna, Dziedzice, Leszczynski K. S. Nicht stimmberechtigt erscheinen Bialski K. S., Czarni und Sola Zywiec, wegen rückständigen Zahlungen, denen aber nach Abstimmung Stimmberechtigung erteilt wurde. Die Anzahl der Stimmen wurde dadurch mit 146 festgestellt, die halbe Majorität also 73, Zweidrittelmajorität mit 97 Stimmen. Es gelangte sodann der Antrag zur Abstimmung, die vom Vorstand verhängten Strafen aufzuheben, zu welchem Zwecke eine fünfgliedrige Kommission ernannt wurde, die dieselben überprüfen soll.

Als nächster Punkt der Tagesordnung gelangt der Rechenschaftsbericht des Vorstandes zur Erledigung. Der Rechenschaftsbericht des Sekretärs wird durch Herrn Mazur in zwanzig Worten abgetan. In Abwesenheit des Verbandskapitäns Herrn Blahut hält Herr Kopacz den Rechenschaftsbericht, aus welchem hervorgeht, daß der Bielitzer Unterverband in der verflossenen Saison drei Verbandsspiele ausgetragen hat, u. zw.

am 15. September Bielitz — Krakau 3 : 1,
am 6. Oktober Bielitz — Oberschlesien 3 : 2,
am 6. Oktober Dziedzice — Oswiencim 8 : 1.

Ein für den 8. Dezember angesetzter Revanchekampf Bielitz-Kattowitz wurde abgesagt, außerdem fanden am 12. Mai dem Tage des P. Z. P. N. zwei Repräsentativspiele statt und zwar Bielitz — Zywiec 0 : 3 und Garbarnia — Bielsko 2 : 0.

Der Rechenschaftsbericht des Obmannes des Straf- und Meldeausschusses Herrn Pawelek läßt erkennen, daß die Vereine insgesamt mit Zl. 1082.— an Geldstrafen bestraft wurden. Die über einzelne Spieler verhängten Disqualifikationen belaufen sich auf insgesamt 687 Wochen. Die Durchführung der Meisterschaften ergibt als Meister der

A-Klasse: Bielitz-Bialaer Sportverein,
B-Liga: Grazyna, Dziedzitz,
B-Klasse (1. Gruppe): Kadimah, Oswiencim,
B-Klasse (2. Gruppe): BBSV. 2.

Die Qualifikationsspiele um den Aufstieg in die B-Liga ergaben als Meister Czarni, Zywiec. Den Meistertitel der B-Klasse holte sich der BBSV. 2 gegen Kadimah.

Der Rechenschaftsbericht des Kassiers Herrn Gembala ergibt einen Kassasaldo von 584.36 Zloty bei einem Umsatz von 6134.62 Zloty an Einnahmen und 5550.26 Zloty an Ausgaben.

Den Rechenschaftsbericht der Revisoren hält Herr Schweda, aus dessen Mitteilungen zu entnehmen ist, daß die Buchführung durch den ersten Verbandskassier Herrn Einhorn eine äußerst mangelhafte war und in Bezug auf Buchung einzelner Ein- und Ausgänge viel zu wünschen übrig ließ. Erst nach Uebernahme der Kassa durch Herrn Gembala kam Ordnung in die Bücher, die sich jetzt in tadelloser Verfassung befinden.

Es wird nun zur Debatte über die Rechenschaftsberichte geschritten und wird der Antrag gestellt, für alle Rechenschaftsberichte gemeinsame Behandlung durchzuführen und das Absolutorium gemeinsam zu erteilen.

In der darauffolgenden Debatte über den Rechenschaftsbericht gibt Herr Wlaszny ein Bild über die Tätigkeit des früheren Verbandssekretärs Herrn Goldberg, dessen bezahlte Tätigkeit vieles zu wünschen übrig ließ und unter dessen diktatorischer Tätigkeit die Vereine leiden mußten. Auch die die Besetzung der Spiele durch das Schiedsrichterkollegium wird einer eingehenden Kritik unterworfen, die aber nur zum Teil berechtigt ist, wie aus der Erwiderung des Obmannes des Schiedsrichterkollegiums Herrn Rosenfeld hervorgeht.

Als zweiter Redner unterzieht Herr Lubich (BBSV.) an Hand gesammelter Daten die Tätigkeit des W. G. i D. einer sachlichen Kritik, bringt den Beweis, daß die Handhabung der Strafen eine vollkommen willkürliche ist und für dieselben Vergehen Strafen von 6 Monaten bis zwei Wochen verhängt wurden, wobei die statutenmäßig vorgesehenen Bestrafungen ganz außer acht gelassen wurden. Seine Kritik gipfelt im Ausspruch des Mißtrauens an den scheidenden Vorstand.

(Fortsetzung folgt).

Die Frau und ihre Welt.

Liebe — Freude — Friede.

„Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben". Diese Worte aus dem Johannis-Evangelium deuten klar und eindrucksvoll das Mysterium der Menschwerdung Christi durch seine Geburt im Stall zu Bethlehem. Die Liebe zur verlorenen, sündigen Menschheit bestimmte Gott den Vater, seinen Sohn hinzugeben, da nun einmal sein unerforschlicher Ratschluß das Opfer eines Menschen ohne Schuld und Fehl verlangte, um die Menschheit durch Entsühnung zu erlösen. Er, der Allmächtige, der Herr über alles himmlische und irdische Geschehen, überwand die Vaterliebe zum einzigen Sohn, weil das seine Liebe zu den Wesen, die er sich zum Bilde schuf, erheischte. Wahrlich, alles menschliche Begreifen überragt diese göttliche Liebe! Wer könnte sie ermessen? Auch der Spruch im Ersten Korintherbriefe „Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen" faßt nur unvollkommen das in Worte, was vielleicht dem Gefühl, niemals aber dem Verstande nahe kommen wird.

So ward Weihnachten, der Tag des Gedenkens an die Menschwerdung des Gottessohnes, der Christenheit zum Fest der Liebe. Nicht der menschlichen, fordernden, sondern der himmlischen, gebenden Liebe. Es ist nicht schwer, die Eltern, Geschwister, Kinder zu lieben, die uns durch Blut verbunden sind, oder dorthin das Herz zu neigen, wo man beglückt Gleiches empfangen hat oder erwarten darf. Nein, das erschöpft nicht die ganze Tiefe selbstloser Liebe, die, ohne nach Dankbarkeit oder Vergeltung zu fragen, Freude bereitet, nur weil ein unwiderstehlicher, unbegreiflicher Drang dazu zwingt. „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!" und gar „Liebet eure Feinde!", diese Gebote, die ethische Grundlage des Christentums, sie finden Ursprung und höchste Auswirkung in jener Liebestat des Herrn, die zu Bethlehem der Menschheit sichtbar wurde, wenn sie auch damals noch niemand in ihrer ganzen Größe erkannte.

Uns aber, die wir darum wissen, bedeuten die Sprüche die eindringlichste Mahnung des Weihnachtsfestes: Liebe zu üben, wo immer es möglich ist. Doch nicht im Gebet allein liegt die Erfüllung des Gebotes; weit schwerer wiegt die Art, in der es geschieht, und die Gesinnung, die uns dabei leitet. Da ist bescheidene Gabe, in Liebe geboten, oft willkommener als ein kostbares Geschenk. „Geben ist seliger als Nehmen". Wie recht hat dieses Wort, und doch werden viele sich seiner tiefsten Wahrheit kaum bewußt. Wie sollen sie, verstrickt in ödem Materialismus, auf den Gedanken kommen, daß oft die Gebenden recht eigentlich die Beschenkten sind? Aber schaut nur in die strahlenden Kinderaugen am Weihnachtsabend, hört die ungekünstelten Dankesworte derer, denen ihr, überraschend, einen Herzenswunsch erfüllt habt! Fühlt ihr da nicht eine Freude, wie sie inniger, herzlicher durch keine selbst empfangene Gabe ausgelöst werden kann? So bleibt es sich gleich: Leitet uns nur die rechte Gesinnung, so erfüllen wir im Gebet und im Nehmen das weihnachtliche Gebot, Freude zu bereiten, Wohlgefallen zu erwecken bei unseren Mitmenschen.

Wo die Freude regiert, da kehrt auch der Frieden ein. Wie könnten Hader und Streit bestehen, wo des Menschen Sinnen darauf gerichtet ist, Gutes zu erweisen? Haß und Mißgunst weichen, Kummer und Sorgen entschwinden, alle innere Unruhe legt sich, wenn Weihnachtsfreude die Herzen erfüllt. Christus kam auf die Erde, um der Menschheit, die mit ihrem Gott zerfallen, Versöhnung und Frieden zu bringen. Er rief zu sich alle, die mühselig und beladen waren, um sie zu erquicken. Auch heute noch ruft seine Stimme täglich, stündlich. Doch nur wenige hören seinen Ruf im atemlosen Hasten des Alltages, im Lärm der ruhelos, unbarmherzig kreisenden Tretmühle. Da ist das Weihnachtsfest bestimmt, uns an Gottvaters Liebestat zu gemahnen, unsere Ohren zu öffnen dem Ruf seines Sohnes, daß wir alle unsere irdische Not, Mühen und Lasten, Kummer und Leid, zu ihm bringen und dafür unserer Seele himmlischen Frieden gewinnen.

So gestaltet Liebe die Weihnacht zum Fest der Freude und des Friedens. „Den Menschen ein Wohlgefallen!", so strahlt es aus dem Kerzenschimmer des Lichterbaumes, dem Abglanz jener Klarheit, welche die Hirten auf den Feldern zu Bethlehem umgab, als ihnen der Engel des Herrn die frohe Botschaft verkündete. „Friede auf Erden!" tönt es aus dem ehernen Munde der Glocken. Die Christenheit aber erhebt in froher Dankbarkeit ihre Stimme und vollendet den hehren Dreiklang des Lobgesangs der himmlischen Heerscharen: „Ehre sei Gott in der Höhe!"

Hans Fresenius.

Weihnachtspuddings.

Zum englischen Weihnachten gehört seit alters der Plum-Pudding, wie England überhaupt das klassische Land der warmen Puddings ist. Bei uns sind sie nicht recht heimisch. Sehr zu Unrecht. Sie machen nicht soviel Arbeit, daß man darin den Grund der Ablehnung suchen könnte, und sind außerdem sehr wohlschmeckend und nahrhaft. Letzteres könnte vielleicht in der heutigen Zeit der schlanken Linie manche Hausfrau schon eher abschrecken. Doch einmal in der Woche kann man sich ohne Besorgnis auch den Puddinggenuß leisten, wenn man sonst nicht gerade die kräftige Kost zu sehr bei den Mahlzeiten bevorzugt. Es gibt z. B. in England einen Nierenfettpudding, dessen Grundform die denkbar einfachste ist. Dazu gehören nur ein Pfund Mehl, einhalb Pfund rohes Rindernierenfett, gut einviertel Liter Milch und beliebiges Gelee oder süße Marmelade. Das von allem Hautgewebe befreite zarte Nierenfett wird ganz fein gewiegt und mit dem Mehl vermischt. Die Milch verbindet beides, und man verknetet nun alles zu einem nicht zu festem Teig. Man walkt ihn zu einer Platte aus, die etwa ein Zentimeter dick sein darf und streicht Gelee oder Marmelade darauf. Den Rand läßt man unbestrichen. Die Platte wird zu einer Wurst gerollt, deren Rand man andrückt und dieselbe in ein mit Mehl bestreutes Tuch gebunden. Kochendes Wasser steht bereit, um dieses Tuch nebst Inhalt aufzunehmen. Die Enden sind über einen Kochlöffelstiel geknüpft, sodaß das Tuch im Topf hängen kann, ohne den Boden zu berühren. Etwa zwei Stunden Kochzeit muß man rechnen. Die Marmelade kann auch wegbleiben, dafür legt man einhalb Pfund sauber gewaschene Sultaninen sowie einige gehackte Nüsse in den Teig, der dann nicht gerollt, sondern in eine gefettete Puddingform geschichtet und zwei Stunden gekocht wird. Ein Ei verfeinert den Puddingteig, ist jedoch nicht durchaus Bedingung. Gibt es etwas Einfacheres?

Selbst für den berüchtigt-berühmten Plumpudding, der wie Blei im Magen liegt, werden nur 2 Eier auf einen Pudding für 16 Personen gerechnet. Er ist eine Mischung von 2 Pfund Mehl, je ein halb Pfund Rosinen und Korinthen, 200 Gramm Zucker, 1 Pfund gewiegtem Rindernierenfett, Schale einer Citrone, einer halben Muskatnuß, 40 Gramm Succade, den erwähnten zwei Eiern, einem Gläschen oder Glas Kognak und so viel Milch, als zum Kneten eines steifen Teiges nötig ist. Diese magenmörderische Mischung muß noch dazu 6 volle Stunden ununterbrochen im Wasserbade kochen, wird nach dem Stürzen mit Rum begossen, und, angezündet, brennend auf den Tisch gebracht. Wenn sich der einfache Nierenfettpudding mit festlichem Nimbus umhüllen will, läßt er sich ebenfalls mit Rum oder Kirschwasser überschütten und noch glühend und flammend gleiten die Stücke auf den Teller.

Die deutsche Art dieser gekochten Puddinge unterscheiden sich durch Verwendung einer größeren Zahl Eier von der englischen — ohne jedoch die Uebertreibung der russischen Küche mitzumachen, die bescheiden mit 15 und etwas üppiger mit 22 Eiern herumjongliert. Der einfache Hefenpudding, den man wie einen Semmelteig mit Zucker anrührt, ist zufrieden, wenn man ihm auf 1 Pfund Mehl 100 Gramm Butter, einviertel Pfund Korinthen, gut einachtel Liter Milch, 2 Eier, einviertel Pfund Zucker, Salz, Zimt und 20 Gramm Hefe zubilligt. Der gut aufgegangene Teig wird in der gefetteten Form im Gegensatz zu Puddings, die ohne Hefe bereitet werden, nicht hocheendem, sondern lauwarmem Wasserbad anvertraut, damit vor dem Kochen des Wassers der Teig noch einmal Zeit hat zu gehen. Die Form wird aus diesem Grunde nur gut halbvoll gefüllt. Spendiert man einhalb Pfund gewiegte Walnüsse an den Hefenpudding, so verwendet man weniger Butter. Grieß- und Reispuddings, auch die von Reibbrot oder geweichtem Einback, stehen auf einer anspruchsvolleren Stufe, sowohl in ihrem Bedarf an Eiern, als an Butter. Billig hingegen ist der Feigen-„Koch", wie man ihn in Oesterreich benennt. Dreiviertel Pfund Kranzfeigen weicht man über Nacht in Milch, treibt die aufgequollenen mit einviertel Pfund Rindertalg durch die Maschine, knetet mit 2 Eiern, Reibbrot, Zucker und einviertel bis eineinhalb Pfund Mehl einen festen Teig und setzt ihn wie üblich in kochendes Wasser, wo er 2 Stunden lang sieden muß. Alle Puddinge, die mit Nierenfett bereitet werden, gibt man so heiß wie irgend angängig auf heiße Teller, sonst macht sich der Talggeschmack bemerkbar, und das gerade durch das Nierenfett sehr lockere, zarte Gebilde wird eine feste, gaumenklebende Masse. Daher muß das Obst oder die Fruchtsoße, die man dazu reicht, auch sehr heiß esin. Gerade hierin wird oft gesündigt, und es heißt dann ungerechterweise, der Pudding oder das Rezept sind schuld, während die Verfehlung bei der Köchin liegt.

Die Zeit, in der es Kastanien zu kaufen gibt, sollte uns ebenfalls reizen, sie zu einem Puddingexperiment zu benutzen. Man befreit ein Pfund Kastanien von der braunen, festen Schale, kocht sie zehn Minuten in Salzwasser, und zieht ihnen die zweite innere Haut ab. Man kocht sie in Milch oder Wasser weich, rührt sie durch ein Sieb und gibt das Mus abgekühlt zu einem Gemenge von 70 Gramm Zucker, 40 Gramm Butter, Vanille, vier Eidottern und einem Löffel Mehl. Zuletzt wird der Eischnee zart darunter gemischt, die gefettet Form gefüllt und der Pudding zwei Stunden gekocht.

Geht bei allen diesen Puddingen eine gute Suppe der Mahlzeit voran, so wird der dampfende, leckere Kuchenkegel seine Mission ausreichender Sättigung mit Leichtigkeit erfüllen. Was man dazu braucht, ob geschmortes, frisches oder Backobst, ob Frucht- oder Weinschaumsoße? Bitte nur zu wählen!

Annie Juliane Richert.

Für Kinder zum Aufsagen.

Weihnachtswunsch.

Es weihnachtet! Habt ihr das Christkind gesehn?
Es kommt aus dem Wald, wo die Christbäume stehn!
Dort kommt es nach alten Weihnachtssitten,
Gefahren im goldenen Himmelsschlitten,
Gezogen von silbernen Sternelein.
Begleitet von lauter Engelein.

Im Walde, da steigt dann das Christkind aus,
Und wandert in jedes Menschenhaus,
Um Freude und hübsche Geschenke zu bringen,
Wo artige Kinder das Weihnachtslied singen.

O, zaubersüß-seliger Weihnachtstraum,
Das Christkind tritt leise zum Lichterbaum,
Und betet um Segen für's ganze Haus,
Geht leise und ungesehn wieder hinaus.

O komm, auch in unser Haus tritt ein,
Und bete, du liebliches Christkindlein!
Du magst uns auch schöne Geschenke bescheren,
Und im nächsten Jahre gern wiederkehren.

Emmy von Bomsdorff-Leibing.

Vom Typ zur Persönlichkeit.

„Fürst und Volk und Ueberwinder,
sie gesteh'n zu aller Zeit:
Höchstes Glück der Erdenkinder
sei nur die Persönlichkeit".

Goethe.

Alles fließt. Was uns gestern neu und erstrebenswert erschien, ist uns schon heute zur Alltäglichkeit geworden. Ideale, die vor kürzester Zeit erstanden und unwandelbar schienen, sinken in sich zusammen und entlocken uns nur noch ein mitleidiges Lächeln — das Lächeln einer Menschheit, die aus den Trümmern des Gestern ein neues Morgen schafft.

Forderungen über Forderungen stellt uns das Heute, und um ihnen gerecht zu werden, heißt es alle Kräfte anspannen und den ganzen Menschen einsetzen. Besonders von den Frauen hat ja die Kriegs- und Nachkriegszeit eine fast ungeheuerliche Umstellung gefordert und es ist immerhin erstaunlich, in wie verhältnismäßig kurzer Zeit sich diese Umstellung vollzogen hat. „Sie ist der Typ der modernen Frau" konnten wir in den letzten Jahren so oft hören, und dieser „Typ der modernen Frau" bezog sich nicht nur auf die damals zum Ideal erhobene überschlanke Linie, auf die Garconne, sondern man konnte ihn gut und gern auch auf die geistige Einstellung der Frauen anwenden. Das amerikanische Girl triumphierte. Es triumphierte in seiner schlanken Knabenfigur, in seiner Sportstüchtigkeit und wurde Europa leuchtendes Vorbild. Ein Idealtyp schwebte unserer Frauenwelt vor, die den ersten Schritt aus behüteter Häuslichkeit in Welt und Berufsleben hinaus getan hatte: Die schlanke, sehnige Figur, kürzester Haarschnitt und Smoking. Aber fast scheint es uns jetzt, als hätten viele von uns in jenen Jahren der großen Umstellung auch die Oberflächlichkeit dieses ersehnten Typs mit übernommen, dessen Interessen seinerzeit über Sport und den Wunsch des Modernseinwollens nicht weit hinausgingen.

Extreme sind selten beständig. Der „Typ der modernen Frau" war ein Extrem. Niemand wundert sich, daß er sich nicht halten konnte. Wo stehen wir heute! Wir sind abgerückt vom „Typ" und wieder Frau geworden. Die Persönlichkeitswertung ist das beste, was uns die jüngste Zeit und die Gegenwart schenkten. Kein weibliches Wesen von Kultur und Individualität strebt noch danach, einer Norm zu entsprechen, in seinen Interessen und seiner Kleidung sich einer Masse anzugliedern. Wir haben gelernt aus den Forderungen und wirtschaftlichen Schwierigkeiten unserer Zeit, daß nur die Frau, die im Rahmen ihres eigensten Wesens und ihrer individuellen Fähigkeiten höheren Zielen nachstrebt, im geistigen und wirtschaftlichen Sinne vorwärtskommt.

Auch in der Mode machen sich in letzterer Zeit derartige Bestrebungen mehr und mehr bemerkbar. Nicht einmal hier, wo wir als Evastöchter uns gern ein wenig tyrannisch beherrschen ließen, wollen wir uns etwas aufzwingen lassen, das unserer Persönlichkeit nicht entspricht. Die Frau kleidet sich heute nicht mehr unter Berücksichtigung lediglich des letzten Modeschreies — sie will auch in ihrem Anzug ihre Eigenart zum Ausdruck bringen — sie lehnt sich auch hier gut gegen den Typ.

Wenn wir sprechen von der neuen Einstellung der Frau zur Frage der Persönlichkeitswertung, so muß auch gleichzeitig an die Erziehungsfragen gedacht werden. Es hat immer — leider! — Mütter gegeben, die versuchten, ihre Kinder in eine gewisse Schablone zu pressen. Sie sollten erzogen werden — zum Typ des artigen Kindes! Wie oft hat sich das gerächt! Menschen, auch ganz junge Menschen, lassen sich wohl erzieherisch beeinflussen, aber ein Modeln nach einem vorgesteckten Idealbild ist immer gefahrvoll. Wie sagt Schleiermacher in seinem Katechismus der Vernunft? „Ehre die Eigentümlichkeit und die Willkür deiner Kinder, auf daß es ihnen wohlgehe und sie kräftig leben auf Erden!" Erzieht eure Kinder zu Persönlichkeiten, ihr Mütter, sie werden es euch danken!

Josefine Schultz.

Technik.

Rund um den Gibraltartunnel

Ein technisches Wunderwerk ist im Entstehen: Unter die Meerenge von Gibraltar soll ein Tunnel gegraben werden, der das europäische Festland mit Afrika verbindet, und der es ermöglichen würde, wenn sich auch der Tunnelbau unter dem Kanal verwirklicht, im Schnellzuge von London über Marokko und die Sahara ohne umzusteigen die Urwälder des Kongo und Kapstadt zu erreichen. Der Phantasie ist ein weiter Spielraum gelassen, Traumgebilde häufen sich für die nahe Zukunft; Raum und Entfernungen werden als Barrieren im Verkehr der Menschheit überwunden, und das, was gestern noch unmöglich und widersinnig erschien, ist heute Tatsache geworden und wird morgen überholt und durch neue Wunder erweitert. Von Unterseebooten und von interplanetarischen Raketenflügen phantasierte Jules Verne, aber ein Gelehrter hätte gelächelt, wollte jemand den Verfasser ernst nehmen und an die Möglichkeit der Reisen von Nemo denken. Auch der Tunnelbau unter dem Kanal und unter der Straße von Gibraltar, die schon lange als Wunschgebilde aufgestellt wurden, wurden von Fachgelehrten als technisch undurchführbar bezeichnet und mit den Phantasien Jules Vernes verglichen. Nun soll aber der Tunnelbau unter der Meerenge doch Wirklichkeit werden.

In Tarifa haben, wie die spanischen Zeitungen berichten, die Vorarbeiten für den Tunnel begonnen. Eine Kommission ist dort eingetroffen, nimmt Messungen vor, untersucht die geologischen Verhältnisse, berechnet Kostenanschläge, macht Bohrungen und will bereits in den nächsten Monaten mit Grabungen in großem Stile beginnen. Die Meerenge ist zwischen Gibraltar und dem gegenüberliegenden afrikanischen Festlande etwa 30 Kilometer breit. Man kann von Europapoint in Gibraltar bei klarem Wetter deutlich die Häuser von Ceuta erkennen; man sieht die Schluchten und Felsen der Rifgebirge, die sich unwirtlich und steil aus dem Meere erheben. Aber nicht dort an der engsten Stelle soll der Tunnel gegraben werden, die Mündung wird vielmehr nach Tarifa verlegt, wo die Bedingungen günstiger sind, und wo das gegenüberliegende Afrika weniger wild und ungastlich ist. Seit die Phönizier und Römer ihre Legionen an die Ufer des Atlantischen Ozeans entsandten, seit die alte Maurenherrlichkeit in Fez entstand, haben alle, Eroberer und Kulturträger, es vermieden, die Rifberge zu kreuzen, die sich etwa 300 Kilometer lang und 80 Kilometer tief längs der Mittelmeerküste dahinziehen, und die auch heute noch von fanatischen Kabylenstämmen bewohnt werden, die jeden Europäer und Christen als Feind betrachten, und zu deren Gebirgsdörfern nur unzulängliche Maultierpfade führen. So soll denn auch der Gibraltartunnel das Rifgebiet umgehen und zwischen Tanger und Tetuan am afrikanischen Ufer münden.

Heute endet in Gibraltar, oder richtiger in Algeciras die große Bahnlinie, die via Madrid ans Ende Europas führt. Aus der flachen Küste, steil, an der Nordseite überhängend, erhebt sich der gewaltige Gibraltarfelsen, über dessen Gipfel, namentlich bei Ostwinden, ständig eine Dunstwolke schwebt. Man sagt: der Felsen raucht seine Pfeife. Am Westabhang klebt die Stadt Gibraltar mit einer Zivilbevölkerung von ungefähr 35.000 Einwohnern, dazu kommt die sehr bedeutende Garnison. Ausländern ist die Ansiedlung in Gibraltar untersagt, aber jeder Fremde erhält ohne alle Schwierigkeiten, — sei es, daß er auf den hübschen Dampfern die zwanzig Minuten dauernde Fahrt von Algeciras über die Bucht unternimmt oder daß er auf dem Landwege über Waterport die Stadt betritt, — ein Ticket ausgehändig, das ihm einen Tagaufenthalt im Festungsgebiet gestattet. Will er übernachten, so muß ein Einheimischer für ihn die Bürgschaft übernehmen. Da jeder Hotelbesitzer dazu berechtigt ist, so bietet das Uebernachten keine Schwierigkeiten, nur für einen etwas längeren Aufenthalt muß eine besondere Genehmigung erwirkt werden. Jeden Abend mit Sonnenuntergang wird ein Kanonenschuß von der Spitze des Calkefelsens abgefeuert. Gleichzeitig zieht unter klingendem Spiel eine Patrouille durch die Hauptstraße der Stadt, voran ein Sergeant, der die unförmigen Schlüssel der Festungstore trägt. Nun muß jeder Unberechtigte den Boden von Gibraltar verlassen. Der letzte Dampfer geht nach Algeciras, und die Tore von Waterport, durch die man in die spanische Grenzstadt „La Linea de la Concepcion" gelangt, werden geschlossen.

Gibraltar, das die Spanier „als Dorn in ihrem Fleisch" bezeichnen, bietet mit seinen indischen und Malteserläden, mit dem bunten Gemisch der Touristen, deren Dampfer auf dem Wege nach dem Orient im Hafen anzulegen pflegen, ein fremdartiges und interessantes Bild. Im Hafen schaukeln sich englische Kriegsschiffe und Dampfer aus aller Herren Länder. Auch der Verkehr nach Tanger und Ceuta flutet meistens über den englischen Hafen respektive über Algeciras. Die Fahrt nach Tanger dauert drei bis dreieinhalb Stunden, ist aber das Wetter in der Meerenge stürmisch, so kann die Reise auch einen halben Tag und mehr in Anspruch nehmen und manche Schiffe sind schon von den kochenden Wogen, die turmhoch anstürmen und die Meerenge in einen brodelnden Kessel verwandeln, verschlungen worden. Das spanische Kriegsschiff „Reina Christina", das einen Abgesandten des Sultans von Marokko aus Tanger abholen sollte, versank bei einer Sturmfahrt vor etwa dreißig Jahren in den Fluten. Niemand wurde gerettet und niemand weiß, wohin die Unterströmungen im Meer die Reste des Schiffbruchs getrieben haben. Das Mittelmeer und der Ozean prallen in der Meerenge aneinander und bilden, allein schon durch den Unterschied in Ebbe und Flut, zahlreiche gefährliche Wirbel und Strömungen; dazu kommen die heftigen Winde, die namentlich im März und November orkanartig anzuschwellen pflegen. Es gibt deshalb Tage, an denen jede Verbindung zwischen den beiden einander so nahen Kontinenten ausgesetzt werden muß, weil die Schiffe den Hafen nicht verlassen können. Sollte nun der Tunnel unter der Meerenge verwirklicht werden, so wird die Straße von Gibraltar nicht mehr als Trennungsstrich zwischen Europa und Afrika gelten dürfen. Heute bedeutet eine Fahrt von Gibraltar nach Tanger noch einen Sprung ins Märchenland. Durch den Tunnel werden sich die Verhältnisse ändern, durch den Weg unter dem Meere wird Afrika dem Geiste Europas nähergebracht. Bei den schwierigen Unterhöhlungsarbeiten des Meeresbodens, beim Anlegen der Luftschachte usw. werden Hunderttausende Brot und Verdienst finden, und die Welt wird um ein neues technisches Wunder reicher sein.

E. v. Ungern-Sternberg

Sicher, schnell und angenehm

Die drei Forderungen des Reisenden. — Wie die deutsche Reichsbahn sie erfüllt. — Neuerungen im modernen Eisenbahnverkehr. — Der Rangierfunk.

Das unaufhaltsame Vordringen der modernsten Verkehrsmittel hat die Eisenbahn vorübergehend in eine Verteidigungsstellung gedrängt. Es fehlte nicht an Propheten, die ihr im Kampf mit Flugzeug und Auto eine sichere Niederlage vorhersagten. Wenn sich auch die Motorisierung des Verkehrs heute schon im Eisenbahnbetrieb bemerkbar macht, so gibt doch nichts Veranlassung, der Eisenbahn eine trübe Zukunftsprognose zu stellen. Sie wird noch für lange Zeit das Hauptverkehrsmittel bleiben und das umso mehr, als sie ja nicht bei dem Erreichten stehen bleibt, sondern mit der Zeit geht und durch immer neue Verbesserungen den wachsenden Ansprüchen des Reisenden an Bequemlichkeit und Schnelligkeit entgegenkommt. Wie sehr sich beispielsweise die Deutsche Reichsbahn dies angelegen sein läßt, zeigt der eben erschienene, wie jeder seiner Vorgänger überaus instruktive „Deutsche Reichsbahnkalender 1930", der von Reichsbahndirektor Dr. Baumann herausgegeben wird. Vorbedingung eines angenehmen Reisens ist der Zustand der Gleise. Die Entwicklung des Oberbaus hat im Laufe der Jahre zur Herstellung von immer längeren Schienen geführt, um die Zahl der Schienenstöße herabzumindern. Die bisher längsten Schienen von 15 m für freie Strecken und 18 m für Brükken, Tunnels und Ueberwege werden neuerdings durch 30 m lange Schienen abgelöst. Zunächst wurden sie durch Schweißung von zwei 15 m langen Schienen hergestellt, neuerdings jedoch 30 m lang gewalzt. Die 30 m langen Schienen vermindern die Zahl der Stöße und das Fahrgeräusch; außerdem gestalten sie den Zuglauf ruhiger. Die Reichsbahn verlegt deshalb zunächst auf Fernschnellzugstrecken 30 m-Schienen. Bis Ende 1929 sind etwa 2200 Strecken damit ausgerüstet.

Eines der wichtigsten Mittel zur Behebung der Betriebssicherheit sind die Vorrichtungen der deutschen Reichsbahn, die das Ueberfahren der Haltesignale verhindern sollen, die sog. Zugbeeinflussungseinrichtungen. Die Aufgabe, durch das Haltesignal eine Einwirkung auf die Lokomotive auszuüben, wird durch verschiedene Systeme gelöst, die zum Teil mit mechanischen, zum Teil mit elektromagnetischen Mitteln die Wirkung auf die Lokomotive übertragen. Neuerdings hat sich die optische Uebertragung hinzugesellt, ein Verfahren, das auf bayerischen Strecken erprobt wurde. Im Wesentlichen handelt es sich hierbei um die Einwirkung eines von einer eigenen optischen Signalsanlage respektierten Lichtstrahls auf ein Empfangsgerät, das auf der Lokomotive untergebracht ist. Auf dem Signalmast befindet sich ein Spiegelsystem, das ein von dem Lokomotivscheinwerfer ausgesandtes Strahlenbündel je nach der Signalstellung oder Spiegelstellung an verschiedene Stellen des Empfangsgerätes auf der Lokomotive zurückwirft. In dem Empfangsgerät befindet sich ein von dem Geschwindigkeitsmesser der Lokomotive bewegter Lichtverschluß, der diesen reflektierten Lichtstrahl auf eine Selenzelle fallen läßt, falls die Geschwindigkeit der Lokomotive eine bestimmte Größe überschreitet. Die so belichtete Selenzelle erzeugt einen Stromstoß und wirkt ähnlich wie bei dem elektrischen Verfahren auf ein Relais; dadurch wird die Schnellbremsung eingeleitet. Eine besondere Frequenz des Scheinwerferlichts der Lokomotive schützt diese Anlagen vor Fehlanzeigen wie z. B. durch Sonnenlicht oder Bahnhofsbeleuchtung. 3363 Kilometer Strecken, 53 Lokomotiven und 1055 Triebwagen der deutschen Reichsbahn waren Anfang 1929 mit Zugbeeinflussungsapparaten der verschiedenen Systeme zur Signalübertragung auf Lokomotiven und Triebwagen versehen.

Die Anforderungen, die der Reisende heute an die Geschwindigkeit der Eisenbahn stellt, werden von den modernen Schnellzuglokomotiven vollauf erfüllt. Wer am Bahnsteig eine der schweren neuen Schnellzuglokomotiven der Bauart 01 — so lautete ihre amtliche Bezeichnung — vor dem Zuge halten sieht, wird unwillkürlich von dem neuen und ebenso eigenartigen Bild gefesselt, das sich ihm darbietet: verhaltene Kraft und dabei doch leichtfüßig. Diesen Eindruck vermittelt der wohlgelungene Aufbau eines schweren, die Grenzen des Profils ausnutzenden Kessels auf einem durchsichtigen, schlank zu nennenden Laufwerk, das mit seinen zwei Meter hohen Treibrädern für die Schnelläufigkeit der Lokomotive charakteristisch ist. Die Leistungsfähigkeit der Lokomotive übertrifft mit ihren 2500 Pferdekräften alle Vorstellungen von Kraft. Als Höchstgeschwindigkeit sind für diese Lokomotive in der Stunde 120 km zugelassen, das bedeutet, daß die Lokomotive auch bei noch höheren Geschwindigkeiten sicher und ruhig ihre Bahn befahren hat. Ihr Achsdruck beträgt 20 Tonnen. Die schon bei anderen Lokomotiven verwandten Windleitbleche geben auch dem Aussehen dieser Lokomotive eine besondere Note. Die Bleche sollen beim Fahren den Luftstrom am Lokomotivkessel so nach oben leiten, daß der aus dem Schornstein austretende Rauch und Dampf in die Höhe gerissen wird, niemals aber dem Führer die Aussicht auf Strecke und Signal verdecken kann.

Eine der Neuerungen im modernen Eisenbahndienst ist der Rangierfunk. Die Verständigung bei der Rangierarbeit auf kilometerweite Entfernungen, bei Nacht und Nebel ist von großer Wichtigkeit. Um die Verbindung zwischen dem Lokomotivführer auf der Rangierlokomotive und dem Rangierleiter am Ablaufberg zu vervollkommnen, hat sich die Reichsbahn auch die drahtlose Telegraphie und Telephonie zunutze gemacht. Die Verständigungsversuche werden mit zwei verschiedenen Systemen angestellt. Bei dem einen befindet sich auf der Lokomotive eine kleine Rahmenantenne und eine Empfangsanlage mit Verstärker und Lautsprecher, der dem Lokomotivführer laut vernehmbare Morsezeichen gibt, wenn der Rangierleiter die Sendetaste des bei dem Ablaufberg stehenden Sendeapparats kürzer oder länger drückt. Es können hierbei beliebig viel Zeichenzusammenstellungen vereinbart werden, die verschiedene Bedeutung haben, beispielsweise: Langsamdrücken, Schnelldrücken und Halt. Diese Anlage wird auf den Bahnhöfen Erfurt, Saalfeld, Hamm und Halle erprobt. Bei dem anderen System wird einseitig wirkende drahtlose Telephonie verwandt. Dem Rangierlokomotivführer werden die Befehle zugesprochen. Der Empfänger auf der Lokomotive hat einen Lautsprecher, die Besprechungsstelle der Sendeanlage befindet sich auf dem Ablaufberg. Beide Systeme arbeiten mit Antennen, die längs der Rangiergleise gespannt sind, sodaß für den geringen Luftraum, der zwischen Antenne und Rangierlokomotive verbleibt, kleine Sendeenergien nötig sind.

DER GEIGER AUS DER ROLAND-BAR

ROMAN VON FRITZ POPPENBERGER

37. Fortsetzung.

Dieser stand noch immer an der Tür, und hatte seine Handschuhe schon unzählige Male an- und ausgezogen.

„Ja, Sie sind noch da; Sie habe ich ganz vergessen. Hier wird mir geschrieben, Sie könnten erklären, warum die Absenderin beim Schreiben eilte", sagte Warbach tonlos.

„So, steht das drin? Nun — wahrscheinlich, weil der Zug schon fast im Fahren war."

„Zug?" Warbach horchte auf. „Wieso — Zug?"

„Nun, das Fräulein gab mir den Brief aus dem Zuge. Sie schrieb ihn erst am Bahnhof."

„Wann — gestern?"

„Nein, heute vor einer Stunde, zwei, so ungefähr."

„Hier steht aber doch der Vierundzwanzigste?"

„So? Aha, ich habe . . . ich meine, das Fräulein wird sich geirrt haben."

Warbach lächelte matt und trübe. Der Tausch ist für mich um nichts besser. Sie hat also nicht gestern geschrieben, dafür hat sie mich vergessen, um sich erst am Bahnhof zu erinnern. Langsam, als würde ihm jede Bewegung Schmerzen bereiten, griff Warbach in die Tasche, und überreichte dem noch wartenden Dienstmann eine Geldnote, ohne sie anzusehen.

„Herr Doktor. Sie haben sich geirrt, es ist zuviel."

Warbach winkte nur matt ab. „Behalten Sie, gehen Sie."

Kaum war der Dienstmann fort, als Warbach den letzten Rest von Haltung verlor und aufstöhnend vor seinem Schreibtisch in den Sessel sank. Er stützte die Ellbogen auf die großen Aktenbündel, die auf dem Tische lagen, und vergrub sein Gesicht in beide Hände. Regungslos, mit geschlossenen Augen. Minuten verstrichen, Viertelstunden reihten sich aneinander, dumpfklingend begrenzte die Pendeluhr die Stunden. Immer weiter schob sich der Zeiger, es war schon lange nach Mitternacht, doch noch immer saß Warbach vor seinem Tisch. Endlich rührte er sich. Zur Uhr aufblickend sah er, daß es bereits zwei Uhr nachts war. Mit schleppenden Schritten ging er in sein Schlafzimmer und warf sich angekleidet auf das Bett. Doch er konnte keinen Schlaf finden und kehrte zu seinem Schreibtisch zurück. Er wollte arbeiten. Doch kaum hatte er eine Akte aufgeschlagen, als er sie wieder von sich stieß. Denn er verstand kein Wort, obwohl er jede Zeile mehrmals las. Endlich sank sein Kopf schwer auf die Tischplatte und ein mitleidiger Schlaf entzog Warbach der rauhen Wirklichkeit. . . .

Schrill ertönte das Telephon. Schlafbefangen fuhr Warbach auf und überzeugte sich mit einem blinzelnden Blick, daß die Dämmerung bereits angebrochen war. Da klingelte der Apparat zum zweiten Male. Warbach schüttelte den letzten Rest von Schläfrigkeit ab und ging zum Telephon.

„Hallo, hier Warbach, wer dort?"

„Herr — Doktor — Warbach — um Gottes willen, sind Sie es, kommen Sie sofort, ein Unglück, o Gott, der Allmächtige . . ."

„Aber wer ist dort, was jammern Sie?"

„Herr Doktor, ich weiß ja nicht, was ich machen soll, Sie sind doch immer der Freund meines guten Herrn gewesen . . . Kommen Sie doch, oh, welch ein Unglück . . ."

„Freund Ihres Herrn? Zum Kuckuck, wer spricht?"

„Hier Gottfried", antwortete eine tränenerstickte Stimme.

„Um Himmels willen, Sie sind es, Gottfried, der Kammerdiener Merlings?"

Volkswirtschaft

Die Wege zur polnisch-deutschen Wirtschaftsverständigung.

Im Folgenden bringen wir ein Referat, das der Direktor des Zentralverbandes der Kaufmännischen Vereine Westpolens, Bruno Sikorski, auf der letzten Tagung der Vertreter der schlesisch-polnischen Kaufmannschaft in Posen gehalten hat, und das den Gesamtkomplex der sich aus der wirtschaftlichen Zusammenarbeit Deutschlands und Polens ergebenden Fragen behandelt. — Die Red.

Wenn man aus dem breiten Fragenkomplex der „Wirtschaftsbeziehungen" den wichtigsten, das ist der Warenaustausch, herausgreifen und betrachten will, so ist es vielleicht zweckmäßig, einige kurze, allgemeine Vorbemerkungen zu machen.

Der internationale Güteraustausch unterliegt seit dem Weltkriege einer vollständigen Umwälzung. Den Aufschwung des Welthandels, der sich in dem letzten Jahrzehnt vor dem Kriege beinahe verdoppelte, unterbrach der Weltkrieg. Nachdem sozusagen die Verproviantierung der durch den Krieg geleerten Gebiete stattgefunden hatte und die Welt zur normalen Arbeit in den früheren Bahnen schreiten wollte, mußte man leider feststellen, daß der Warenaustausch vor Hemmnisse gestellt wurde, die er früher nicht kannte. Die Produktion ist in den letzten Jahren überall über die Konsumtionsfähigkeit und Kaufkraft hinausgewachsen, wozu allerdings die Selbstgenügsamkeit der Verbraucher viel beigetragen hat. Die Autarkiebestrebungen sind nicht nur ein Privileg der Nachkriegsstaaten geworden; in letzteren sind sie eigentlich nur eine erklärliche Begleiterscheinung der Festigung der politischen Selbständigkeit. Auffallender aber ist es, daß in fast sämtlichen anderen Staaten mit dem klassisch liberalen England an der Spitze, die Protektionspolitik von Tag zu Tag festeren Fuß faßt. Man hat den Eindruck, als ob die an den gründlichen Studien der Handelshemmnisse sowohl im Völkerbund als auch in der Internationalen Handelskammer teilnehmenden Völker die Handelshemmnisse studieren, nicht um sie zu beseitigen, sondern um sie im eigenen Lande ins Leben zu rufen. Unter diesen Umständen wird für den Durchschnittskaufmann der Export fast zu einem waghalsigen Unternehmen und der Import zu einer anrüchigen tageslichtscheuenden Tätigkeit. Infolgedessen hat der Export aufgehört, ein luktratives Geschäft zu sein; er wird vielmehr zu einer kostspieligen „Parforcejagd", die sich nur monopolartige Kartelle und Syndikate leisten können, weil sie die Kosten auf den Konsumenten im Inlande abwälzen. Da sich jedoch dieselben Schwierigkeiten in fast allen Staaten wiederholen, gleicht sich der internationale Warenaustausch per Saldo aus; die Rechnung dieser aufgehäuften Schwierigkeiten zahlt aber der Kaufmann mit dem Abbau seiner Existenz.

Diese allgemeinen in der ganzen Welt zutage tretenden Umwälzungen müssen sich selbstverständlich auch in dem deutsch-polnischen Warenaustausch widerspiegeln, wozu man noch die speziellen Momente hinzuzählen muß. Die Betrachtung des deutsch-polnischen Warenaustausches wird auch dadurch noch verschwommener daß keine genauen Vergleichsmöglichkeiten zwischen der Vorkriegszeit und den heutigen Verhältnissen sich bieten.

Man nimmt an, daß vor dem Kriege aus den Gebieten, die das jetzige Polen bilden, für rund 2 Milliarden Mark Waren aus Deutschland gingen und ebensoviel, wenn nicht mehr, deutsche Waren von den genannten Gebieten konsumiert wurden. Während der bis zum 10. Januar 1925 bestehenden einseitigen Meistbegünstigung erreichte der Warenumsatz seinen relativ höchsten Stand. Im Jahre 1923 nahm Deutschland fast 50 Prozent des polnischen Exports auf, während Polen über 43 Prozent sämtlicher Waren aus Deutschland importierte. Im laufenden Jahre betrug der polnische Import aus Deutschland rund 27 Prozent und der Export nach Deutschland rund 30 Prozent des gesamten polnischen Imports bezw. Exports. Trotz des relativen Rückganges des deutsch-polnischen Warenumsatzes haben sich die Umsätze ziffernmäßig doch vergößert, da ja der gesamte polnische Außenhandel in den letzten Jahren stark gewachsen ist.

In der Aufstellung der Außenhandelsumsätze sämtlicher Völker der Erde vom Jahre 1927 im Verhältnis zum Jahre 1926 führt das letzte durch den Völkerbund herausgegebene Statistische Jahrbuch Polen mit dem verhältnismäßig größten Aufstieg an erster Stelle an. Der Import des Jahres 1927 betrug 187.3 Prozent, der Export 111.5 Prozent der Umsätze des Jahres 1926. Hinzufügen muß man, daß Polen auch im Jahre 1926 im Verhältnis zum Jahre 1925 in dieser Reihenfolge einen der ersten Plätze einnahm, und auch der Import im Jahre 1928 ist im Verhältnis zu 1927 um 17 Prozent gestiegen. Dieser Aufschwung erhöhte den polnischen Anteil an dem gesamten Weltaußenhandel von 0.6 Prozent auf fast 1.1 Prozent. Wenn man in Betracht zieht, daß dieser Aufschwung in der Zeit allgemeiner Exportschwierigkeiten und Einfuhrhemmnisse vonstatten ging, so zeigt es sich wieder, daß Polen ein typisches Schulbeispiel eines jungen aufstrebenden Agrar-Industriestaates mit verschiedenen Kinderkrankheiten, aber auch mit den Keimen innerer potentieller Kräfte ist.

Diese Betrachtung der allgemeinen Schwierigkeiten des Außenhandels einerseits und der besonderen Entwicklung des polnischen Außenhandels andererseits glaubte ich vorausschicken zu müssen, um deutlich zu zeigen, daß trotz der uns umgebenden Erschwernisse eine Reihe von Entwicklungsmöglichkeiten in dem deutsch-polnischen Warenaustausch vorhanden sind. Eine Bekräftigung dieser Vermutung ist übrigens die Tatsache, daß sich die deutsch-polnischen Warenumsätze trotz des prozentualen Zurückgehens doch auf so hoher Stufe erhalten haben.

Nach diesen kurzen generellen Betrachtungen soll auf Einzelheiten eingegangen werden. Um einigermaßen systematisch das Thema behandeln zu können, werde ich sämtliche Waren sozusagen in eine chromatische Skala einzureihen versuchen und dabei folgende Warengruppen bilden.

1. Deutsche Exportwaren ohne beträchtliche Konkurrenz.
2. Deutsche Exportwaren mit starker Konkurrenz des Auslandes.
3. Deutsche Exportwaren mit starker Konkurrenz in Polen selbst.
4. Polnische Exportwaren in Deutschland fast konkurrenzunfähig.
5. Polnische Exportwaren mit starker Auslandskonkurrenz in Deutschland.
6. Polnische Exportwaren fast konkurrenzlos.

Selbstverständlich können sich namentlich in den Mittelgruppen dieselben Waren auf beiden Seiten wiederholen, was stets eintreffen kann, wenn die in Frage kommenden Produktionsfaktoren bei gleichartigen Exportmöglichkeiten auf ein und dieselbe Entwicklungsstufe gelangt sind. Da es ferner eine physische Unmöglichkeit ist, enzyklopädisch sämtliche Warengattungen auf ihre Ex- oder Importmöglichkeiten hin durchzuanalysieren, um sie in die genannten Warengruppen hineinzuklassifizieren, muß ich mich darauf beschränken, bei jeder Warengruppe diejenigen typischen Waren anzudeuten, die nach den genannten Voraussetzungen die Gesamtgruppe bilden würden. Hierbei soll stets die übliche Reihenfolge beibehalten werden: Lebensmittel und lebende Tiere, Rohstoffe und Halbfabrikate, Fertigfabrikate.

Gruppe 1: Zur ersten Gruppe deutsche Exportwaren ohne beträchtliche Konkurrenz sind nicht nur die üblichen deutschen Spezialartikel, wie Präzisionsmaschinen usw. zu zählen, sondern die Artikel, die Austauschbedeutung für Polen haben oder in denen beide Länder aufeinander angewiesen sind. Aus diesem Grunde ist hier auch teilweise Getreide anzuführen. Fast die ganze polnische Hafereinfuhr stammt aus Deutschland, das im Jahre 1925 fast 50 Prozent seines Haferüberschusses nach Polen exportiert hat. In Jahren des Roggenmangels in Polen kommt auch vor allen Dingen Deutschland als Lieferant in Frage, wie es der Import von 70 Prozent im vorigen Jahre bewiesen hat. Fast monopolistischen Absatzcharakter hat Polen für Deutschland bei Zinkerzen, es nimmt über 75 Prozent des Exports auf. Auch deckt Polen über die Hälfte der importierten Rohstoffe für die papierverarbeitende Industrie wie Abfälle usw. in Deutschland. Ferner ist Deutschland für Polen natürlicher Monopolist für eine lange Reihe von chemischen Rohstoffen und Halberzeugnissen nmit hochprozentigen Kalisalzen und deren Derivaten an der Spitze. Dasselbe könnte man von verschiedenen chemischen Fertigwaren, speziell pharmazeutischen Produkten sagen. Der Vielseitigkeit dieser Erzeugnisse wegen würde auch nur ein Hinweis auf einzelne Artikel hier schon zu weit führen. In der ebenfalls umfangreichen Gruppe der Farben- und Firnisindustrie findet sich eine Reihe von Artikeln, in denen Deutschland fast konkurrenzlos dasteht. Die recht mannigfaltige Branche der verschiedenen elektrotechnischen Erzeugnisse hat vor kurzem in vielen Artikeln noch ganz den polnischen Bedarf gedeckt; in den letzten Jahren eroberten die Schweiz, Schweden und auch Holland teilweise diesen Markt, auch hat sich allmählich eine bedeutende Eigenindustrie entwickelt. Auch in der Metallindustrie finden sich einzelne Produkte, z. B. Druckereimaschinen, Maschinen für die Papierindustrie, die Polen fast nur aus Deutschland importiert. Diese kleine Skizze zeigt, daß in der ersten Gruppe neben hochstehenden Industrieerzeugnissen auch wichtige Rohstoffe für den Export nach Polen in Betracht kommen.

Gruppe 2: Die zweite Gruppe, die alle Artikel umfaßt, in denen Deutschland zwar konkurrenzfähig ist, aber doch mit starker Auslandskonkurrenz zu rechnen hat, ist bestimmt die umfangreichste. Von Getreide kommt hier Weizen als bisheriger steter polnischer Importartikel in Frage. Trotz starken direkten Imports aus anderen Ländern, kamen im vorigen Jahr etwa 50 Prozent aus Deutschland. Obwohl Polen scheinbar ein reines Agrarland sein soll, ist die Importsumme der gesamten Lebensmittel mit über 650 Mill. Zloty im vorigen Jahre um etwa 60 Millionen Zloty höher gewesen als der Export dieser Artikel. An diesen 650 Mill. Zloty partizipiert Deutschland mit 130 Millionen Zloty. Die Gruppe der tierischen Produkte, wie Häute, Felle, Leder, Lederartikel usw. weist einen Export von etwa 53 und einen Import von 280 Mill. Zloty auf. Auf Deutschland entfielen etwa 56 Millionen also 20 Prozent des Imports. Aus Deutschland kommen hauptsächlich Kalbfelle und Rinderhäute, fertige Perlzwaren, teilweise auch fertige Lederartikel. Zu dieser Gruppe sei bemerkt, daß der Import aus Oesterreich mit etwa 53 Millionen auf fast gleich hoher Stufe mit Deutschland steht, und auch der Import aus Frankreich mit 37 und der Tschechoslowakei mit 30 Millionen bedeutend ist. In dem etwa 60 Millionen Zloty umfassenden polnischen Import von Oelen und Fetten steht Deutschland vor England und Holland an erster Stelle.

In Ton-, Porzellan- und Glaswaren steht der Import aus Deutschland hinter dem aus der Czechoslowakei ziemlich zurück. Der deutsche Gummiwarenimport, namentlich in Automobilreifen und -schläuchen steht hinter dem Englands, der Vereinigten Staaten und Frankreichs. Einen großen Teil des polnischen Imports nehmen Metallwaren ein. Die gesamte polnische Einfuhr dieser Waren bezifferte sich im Jahre 1928 auf über 240 Millionen Zloty, wovon auf Deutschland etwa 67 Millionen entfielen. Darunter befanden sich verschiedene Eisenwaren, wie Blech, Draht, Ketten, Kessel, Maschinenzubehörteile, Messerschneidezubehörteile, Messerschneidewaren u. dergl., Kupfer-, Messing- und Nickelwaren, sowie Aluminiumartikel. Außerdem importierte Polen diese Waren für etwa 48 Millionen Zloty aus England, 26 Millionen aus Oesterreich, 22 Millionen aus der Czechoslowakei, 17 Millionen aus Frankreich und 65 Millionen aus anderen Ländern. Wenn man in Betracht zieht, daß bei diesen Artikeln die Transportkosten eine große Rolle spielen, so ergibt sich eine starke Konkurrenz anderer Staaten für Deutschland. Der Import sämtlicher Maschinen und Apparate (ausschließlich der elektro-technischen Branche) betrug 320 Millionen, hieran war Deutschland mit über 50 Prozent beteiligt. Dieser Import setzte sich hauptsächlich aus folgenden Artikeln zusammen: Traktoren, verschiedenen Dynamomaschinen Lokomobilen, Dampfturbinen, Dampfkesseln, Kran- und Hebeeinrichtungen, Werkzeugmaschinen, Holzbearbeitungsmaschinen, Mühleneinrichtungen, sämtliche Maschinenbestandteile usw. In diesen Artikeln stößt Deutschland auf die Konkurrenz hauptsächlich Englands, Oesterreichs, der Czechoslowakei, Schwedens, der Schweiz und der Vereinigten Staaten. Den Nähmaschinenimport hat z. B. fast ausschließlich England in den Händen. An Verkehrsmitteln wurden im letzten Jahre für 114 Millionen eingeführt, wovon aus Deutschland etwa 33 Millionen, darunter allein für 15 Millionen Fahrradbestandteile, stammten. Von dem etwa 90 Millionen großen Automobilimport entfielen auf Deutschland nur etwa 11 Millionen Zloty.

Von dem 45 Millionen Zloty ausmachenden deutschen Import von Papierrohstoffen und Fertigprodukten entfielen, wie schon unter Gruppe 1 bemerkt, über die Hälfte auf zur Papierfabrikation benötigte Abfälle, der Rest verteilte sich auf verschiedene Fertigfabrikate. Den größten Teil der Papiergalanteriewaren liefert Oesterreich. Auch in dem gesamten übrigen, verhältnismäßig kleinen polnischen Galanteriewarenimport steht Deutschland hinter der Czechoslowakei und etwa gleich mit Frankreich und Oesterreich. Aus der großen Textilgruppe soll nur die Kunstseide genannt werden, die bisher erfolgreich mit der französischen konkurriert hat, der gesamte Rest würde unter die 3. Gruppe fallen. Ueber 65 Prozent der Uhrwaren liefert die Schweiz und fast 50 Prozent der Musikinstrumente und Zubehör die Czechoslowakei. Am Export von Erzeugnissen der Feinmechanik ist Deutschland mit etwa 45 Prozent beteiligt. An zweiter Stelle stehen die Vereinigten Staaten die meistenteils Schreib-, Zähl-, Verfielfältigungs- und ähnliche Büromaschinen liefern.

„Ja, Herr, kommen Sie doch zu uns, in die Landvilla, oh, welches Unglück . . ."

„Aber alter Gottfried, reden Sie doch, was ist geschehen?" fragte Warbach, nun auch erschrocken.

„Kommen Sie nur — mein — armer Herr — tot".

„Was? Tot?" Warbach war leichenblaß geworden..

„Ja, tot . . . Erschossen".

Warbach verlor für einen Moment alle Fassung. Der Hörer zitterte in seiner Hand. Dann raffte er sich wieder auf. „Erschossen? Selbstmord?"

„Ich — weiß — nicht — Herr, was soll ich tun", klang schluchzend die Antwort.

Da nahm Warbach seine ganze Energie zusammen.„ Lassen Sie alles, wie Sie es gefunden haben, vielleicht ist es ein Verbrechen. Ich hole die Polizei."

Hastig hängte Warbach die Hörmuschel auf, fuhr mit den Händen durch die Haare, riß den Ueberzieher und den Hut vom Kleiderrechen und stürmte hinaus. Auf der Straße sprang er in eine vorbeifahrende Autodroschke: „Fahren Sie sofort mit der größten Geschwindigkeit in die Polizeizentrale, Revier eins".

Erst während der Fahrt hatte Warbach Zeit, über die schreckliche Mitteilung näher nachzudenken. Erschossen? Hat sich Merling selbst erschossen? Dazu hatte er doch nicht den geringsten Grund gehabt. Immer lebenslustig. Geld in Hülle und Fülle, gesunde Nerven. Nein, Selbstmord ist ausgeschlossen .

Fortsetzung folgt.

Oberschlesischer Berg- und Hüttenmännischer Verein, Z. z., Katowice.

J.-Nr. A. 5192/III. St. 1517. **Katowice,** den 20. XII. 1929.

Der Steinkohlenbergbau in Polnisch-Oberschlesien im Monat Nov. 1929

(Endgültige Zahlen).

		November 1929 (25 Arbeitstage) t.	Oktober 1929 (27 Arbeitst.) t.
A.	Steinkohlenförderung:		
	insgesamt	3,006.817	3,225.596
	arbeitstäglich	120.273	120.578
B.	Eigenverbrauch der Gruben:	277.358	272.167
	davon Hauptbahnversand	867	998
C.	Steinkohlenabsatz:		
I.	Innerhalb Poln.-Oberschlesiens:	664.775	682.638
	davon Hauptbahnversand	143.267	127.320
II.	Nach dem übrigen Polen:	1,015.348	1,004.989
	davon Hauptbahnversand	1,007.256	995.345
	Summe Inland:	1,680.123	1,687.627
	davon Hauptbahnversand	1,150.523	1,122.665
III.	Nach dem Ausland insgesamt	1,016.894	1,223.372
	davon Hauptbahnversand	1,016.534	1,223.196
IV.	Gesamtabsatz	2,697.017	2,910.999
	davon Hauptbahnversand	2,167.057	2,345.861
D.	Kohlenbestand am Monatsende	679.746	647.304

E. Wagenstellung:

	insgesamt	arbeitstäglich	insgesamt	arbeitstäglich
	W	a	g e	n
Grubenseitige Anforderung	234.555	9.773	279.168	10.340
Gestellt wurden	225.872	9.411	242.726	8.990
Gegenüber der Anforderung	8.683	362	36.442	1.350
haben gefehlt	3,7%	3,7%	13,1%	13,1%

F. Gesamtzahl der Arbeiter: November 1929: 92.814; Oktober 1929: 91.323

---

†

Vom tiefsten Schmerze gebeugt gebe ich hiermit Nachricht von dem Hinscheiden meiner innigstgeliebten Mutter, Frau

Irma Niemczewska

welche nach langem schweren Leiden im 86. Lebensjahre am 21. Dezember ds. J. entschlafen ist.

Das Begräbnis hat am Montag, den 23. Dezember, in Krakau stattgefunden.

Dr. Marjan Niemczewski

Eigentümer: Red. C. L. Mayerweg, und Red. Dr. H. Dattner. Herausgeber: Red. Dr. H. Dattner. Verleger: Red. C. L. Mayerweg. Druckerei „Rotograf“, alle in Bielsko.
Verantwortlicher Redakteur: Red. Anton Stafinski, Bielsko.



Weihnacht 1+9+2+9

„Vom Himel hoch, o Engel, kommt!
Kommt, singt und klingt, kommt, pfeift
und trombt!
Kommt ohne Instrumente nit,
Bringt Lauten, Harfen und Geigen mit!
Laßt hören euer Stimmen viel,
Mit Orgel und mit Saitenspiel!
Hier muß Musik hoch himmlisch sein,
Weil dies ein himmlisch Kindelein!

Die Stimmen müssen lieblich gehn
Und Tag und Nacht nicht stille stehn.
Sehr süß muß sein der Orgel Klang,
Süß über aller Vöglein Sang.
Das Lautenspiel muß lauten süß,
Davon das Kindlein schlafen müss' . . .
Singt Fried' den Menschen weit und
breit,
Gott Preis und Ehr in Ewigkeit!“

Das Kind in der Krippe, das ist der Mittelpunkt des Weihnachtsfestes. Ueberall grüßt uns dieses Symbol, in Papier oder Holz, als Bild oder Lied, auf Familientischen und in Festsälen. Bei dem Kinde die Eltern, und anbetend um sie herum eine Welt. So wird dem Weihnachtsfeste der Charakter gegeben als Fest der Familie. Vielleicht ist es doppelt wertvoll, sich auf diesen Sinn des Festes zu besinnen in den heutigen Tagen, wo über das Problem der Ehe und der Familie soviel hin- und herdiskutiert wird, in Zeitungen und Büchern, in Parlamenten und Versammlungen. Droht uns da nicht manchmal vor lauter psychologischen und soziologischen Zuspitzungen und Ueberfeinerungen der Gedanke an das Einfachste und Elementarste verloren zu gehen?

Das hilflose Kind! Ist nicht allein durch diese Tatsache schon das Band zwischen dem kleinen neugeborenen Geschöpf und einem Paar erwachsener Menschen unlöslich geknüpft? Wenn wir das neue Leben wollen, wenn wir überhaupt Leben wollen und nicht Untergang, müssen wir nicht dann das Kind bejahen? Wo aber das Kind ist, da ist die Familie. Gewiß, auch sie hat sich erst aus recht primitiven Anfangsstadien zu der kleinen Kulturwelt von heute entwickelt. Sollte es aber wirklich ein Gewinn sein, wenn sie sich nun wieder aus den berechneten und veredelten Verhältnissen von heute in die Primitivität natürlicher Beziehungen zurückentwickelte?

Es könnte scheinen, als nähmen wir dem Weihnachtsfeste etwas von seiner religiösen Weihe, wenn wir derartige soziale Betrachtungen mit ihm verknüpfen, und die Familie als Errungenschaft und Einrichtung der kulturgeschichtlichen Entwicklung zum Gegenstande der Feier machten. Aber wir haben doch wohl auch ein Recht dazu. Wir haben mehr Recht hierzu, als andere zur Herabwürdigung der Familie oder auch nur ihrer spießbürgerlichen Auffassung. Man kann sich gewiß unter Familie auch etwas sehr Enges, Ledernes, sehr Oberflächliches vorstellen. Es gibt banausischen Familienegoismus, es gibt auch stumpfsinniges und unerfreuliches Familienleben, es gibt falsche Familienpietät und erzwungenes oder erkünsteltes Familienleben. So oft aber auch die eine oder die andere Kritik dem Einzelfall gegenüber angewendet werden kann, so wenig trifft sie das Wesen der Sache.

Im Mittelpunkt der Familie steht das Wunder. Das Wunder ist unmittelbar aus dem Urstrom des ewigen Lebens, der die Welt zeugte, und der die Welt trägt. Wenn wir Menschen erst einmal zum Leben geboren sind, können wir viel. Wir bändigen die gewaltigsten Naturkräfte, und wir erfinden die sinnreichsten Apparate. Niemals aber können wir das Leben schaffen. Wir können Leben zerstören. Wir können uns selbst das Leben nehmen. Wir können lebendige Kräfte regeln und beherrschen. Aber das Leben selbst ist und bleibt das Rätsel, bleibt das Wunder. Und das Menschenleben bleibt aller Rätsel bedeutendstes. Im Schoße der Familie tritt es in Erscheinung. Da entfaltet es sich, da bekommt es Gehalt und Richtung. Die Familie als Trägerin des Lebenswunders, das ist der wirklich heilige Gegenstand, über den es einmal ernst nachzudenken lohnt, der würdig ist, daß seinetwegen ein hohes Fest gefeiert wird. Gerade der religiöse Charakter des Weihnachtsfestes, und nur er kann dieser Seite des Familienproblems gerecht werden.

So steht das Kind in der Krippe mit Recht als Symbol im Mittelpunkt der heiligen Weihenacht. Arme Eltern in der Fremde, denen das Notdürftigste fehlt. Ein Kind, das nicht einmal ein Bettchen vorfindet. Die Armut des Stalles, dem alles Trauliche und Behagliche fehlt. Eben dadurch wird der Blick auf das Wesentliche gelenkt. Alle irdischen Worte fehlen. Aber dann bleibt immer noch dieser eine Wert: das Leben selbst! Immer neu quillt Leben aus Leben. Aus Nacht und Not ringt es sich immer wieder empor. Als Licht bricht es aus der dunkelsten Nacht. Wir wollen die Menschen gewiß nicht schelten, wenn sie sich praktisch um die Besserung ihrer Lebenshaltung bemühen; wenn Vater und Mutter um Besitz und Einkommen besorgt sind; wenn das Haus so behaglich wie möglich ausgestattet werden soll. Und trotzdem: das Sinnen und Trachten der Menschen soll nicht aufgehen in dieser Umrahmung des Lebens, soll über der Umrahmung nicht das Leben selbst vergessen. Deshalb strahlt das wundersame Sternenlicht eines Kinderauges so verheißungsvoll auch aus dem Stalle von Bethlehem. Die werdende Persönlichkeit kündigt sich an. Der Erlöser der Menschheit kann aus größter Armut kommen. Aus seinem Innern kann der Mensch mehr Lebenskraft schöpfen, als aus allen äußeren Umständen. Die letzteren bleiben immer Mittel, der Mensch selbst bleibt immer Zweck. Die Gefahr der Veräußerlichung, die es zu allen Zeiten ebenso, wie in der unsrigen gegeben hat, muß immer neu angewandt werden durch diese Besinnung auf das Innerliche, auf das eigentlich Wertvolle, auf das Wunderbare des Lebens. Wo diese Besinnung ist, da ist Kraft und Hoffnung trotz allem, da ist Werden und Zukunft, da strahlt der Stern größter Hoffnungen über der armseligen Krippe. Da haben Könige Grund, vor solchem inneren Reichtum inmitten äußerer Armut ehrfürchtig in die Knie zu sinken. Lassen wir uns in diesem Sinne das Symbol des heiligen Abends zu Herzen sprechen.

Dr. R. Strecker.

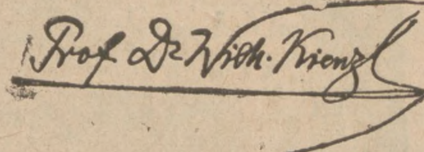


Weihnachten annodazumal

Kindheit im „Paradeis".



Von



dem 72jährigen weltberühmten Komponisten und Musikschriftsteller.

In meinem Buch „Meine Lebenswanderung" habe ich allerlei aus meiner Kinder- und Knabenzeit erzählt, von dem bewegten Leben in meinem Grazer Elternhause, in dem man es verstand, Feste zu feiern wie kaum irgendwo. Mein unvergeßlicher Vater, eine Reihe von Jahren hindurch Bürgermeister der steirischen Landeshauptstadt, war uns Kindern das Vorbild für „des Lebens ernstes Führen", meine Mutter hingegen der Inbegriff der Lebenslust. Sie verstand es, das fast fünfhundert Jahre alte „Paradeis", in dem meine Eltern ein Halbjahrhundert hausten, zu einem Paradies für ihre Kinder zu gestalten. Jeder Geburtstag, jedes Ostern, jedes Weihnachtsfest wurde durch ihre nimmermüde Phantasie und ihr Beglückungsbedürfnis zu einem Erlebnis. „Tages Arbeit, abends Gäste" lautete das Programm ihrer Lebens- und Hausführung.

Meine guten Eltern waren bemüht, die Talente und die daraus hervorgehenden Neigungen ihrer Kinder zu beobachten und zu pflegen. So ließen sie mir frühzeitig musikalischen Unterricht erteilen, und als sie sahen, mit welcher Leidenschaft ich der Musik ergeben war, setzten sie meinem frühzeitigen festen Entschluß, mein Leben ganz in den Dienst dieser Kunst zu stellen, nicht den geringsten Widerstand entgegen, allerdings unter der Bedingung der Vollendung meiner akademischen Studien.

Im Paradeis wurde bis in die Nacht hinein musiziert, Kammermusik gespielt und gesungen. Damit Hand in Hand ging die Pflege der Literatur und des Theaters. Die Neigung zur dramatischen Kunst hielt bei mir jener zur Musik die Wage, ein deutlicher Fingerzeig nach der Richtung hin, die meine künstlerische Produktion später eingeschlagen und mit Glück verfolgt hat. Als ich und mein jüngerer Bruder noch im Flügelkleide steckten, spielte meine Mutter uns und unseren kleinen Freunden und Freundinnen auf einem ziemlich weit dimensionierten Theater aus Holz und Pappe phantastische Märchenstücke mit kleinen aus Bilderbogen ausgeschnittenen, auf Pappendeckel geklebten, mit Holzbrettchen versehenen bemalten Figürchen vor. Einige von ihnen genossen den Vorzug, plastisch zu sein — es waren stereotype, sich durch alle Märchen ziehende Gestalten, so die gute Fee Cheristane, der böse Zauberer Poluzius (ich besitze ihn noch heute!) und der unheimlich hüpfende Vogel Greif. Hinter dem Theater sprach meine Mutter mit charakteristisch veränderter Stimme und lenkte die Figuren, wobei sich manchmal unwillkürlich eine ihrer Hände auf die Bühne verirrte, wenn eine Figur umfiel. In der Schlußapotheose entzückte uns ein von meinem Vater verfertigter, von hinten beleuchteter den Feenpalast Cheristanes vorstellender transparenter Prospekt. Unser Bangen, unsere Spannung, unser Jubel waren unbeschreiblich.

Zu Weihnachten gab es Krippenspiele. Die Musik besorgte eine Spieldose. Wie stark meine kindliche Phantasie durch diese mütterlichen Vorführungen befruchtet wurde, geht daraus hervor, daß ich mit 7 Jahren „Dramen" dichtete, von denen nur „Edorina" und „Das schöne Beispiel" genannt seien.

Später veranstaltete meine Mutter im Hause Leseabende mit verteilten Rollen. Es wurde kein großer Dramatiker geschont: Shakespeare, Goethe, Schiller, Kleist, Lessing, Grillparzer mußten herhalten. Den Rekord schlug Robert Kamerlings Drama „Danton und Robespierre", in dem nicht weniger als 114 Rollen zu verteilen waren, wobei allerdings mehrere Doppelbesetzungen nötig wurden. Mir waren fast durchweg die jugendlichen Helden anvertraut. In den Zwischenakten gab es Tee mit Wurst und Butterbrot zur Erfrischung der Ermüdeten.

Für meine häuslichen Zaubervorstellungen erfand ich mir möglichst phantastische Namen von Magiern wie Christian Malometian, Gulliver Phst, Samuel Nimrode, nicht minder hochtrabende Namen für die Kunststücke selbst, so „Der kabbalistische Schuß", „Der Feuerbrand der Vestalinnen" u. a. Unterm verhängten Tisch hockte mein armes Brüderlein Moritz als williger, aber nicht klaglos amtierender Gehilfe.

Eines Tages trug mir ein Kunststück gar üblen Dank ein: ich entführte den völlig neuen Zylinderhut eines als elegant bekannten Freundes meines Vaters, der bei uns zu Tisch war, und ließ ihn in der Küche im Wasserbottich schwimmen. Der Hut hatte sich bis zum Rande mit Wasser vollgefüllt, und so trug ich ihn triumphierend zum Tisch. Man kann sich das Entsetzen über dieses seltsame „Kunststück" vorstellen. Seither habe ich das Zaubern an den Nagel gehängt. Nur einmal noch möchte ich so unbedenklich töricht sein können! „O schöne Jugendtage!"

Weihnachten gestern und heute.

Von **Marianne Hainisch,**

der 89jährigen Mutter des ehemaligen österreichischen Bundespräsidenten, Ehrenvorsitzende des Verbandes österreichischer Frauenvereine.

Ehemals wie heute hat Weihnachten seine ewig gleichbleibende Bedeutung, wobei ich jetzt an die menschliche und nicht an die religiöse Idee denke: Weihnachten ist der Tag, richtiger der Abend der Familie. Der heilige Abend ist der Höhepunkt des Familienlebens.

Ich weiß nicht, ob man sich in der Hetze und dem Drang unserer Zeit sehr oft vom tiefen Sinn Rechenschaft gibt, den der Begriff Familie einschließt. Ich weiß nicht, ob hier nicht eines der heiligsten Menschheitsgüter dem allgemeinen Empfinden sich langsam zu entfremden droht. Damals, in meiner Jugend, — das ist nun schon zwei Menschenalter und noch länger her — lag der Sinn des Weihnachtsfestes nicht so sehr in den Geschenken, mögen diese natürlich auch noch so viel Freude gemacht haben, sondern mehr im seelischen Erlebnis: vereint sein — bei der Mutter sein. Es will mir scheinen, als hätten auch die Menschen von heute das Bedürfnis nach diesem Erlebnis viel häufiger, als es sich ihnen erfüllt. Ich glaube, man tut unserer jungen Generation unrecht, wenn man ihr Herzlosigkeit oder Seelenlosigkeit vorwirft. Und wer der Millionen und Abermillionen Lichter denkt, die auch in diesem Jahr an deutschen Weihnachtsbäumen leuchten, wird erkennen, daß man der „guten alten Zeit" nicht die schlechte neue entgegenstellen soll.

Die neue Zeit — das wollen auch wir erkennen, die wir in der alten wurzeln — hat ihre großen Vorzüge. Sie ist von tiefem Gemeinschaftsgefühl durchdrungen. Und gerade Weihnachten, das Fest des Schenkens und Beschenktwerdens, ist ein willkommener Anlaß, das Gemeinschaftsgefühl, das alle Schichten des deutschen Volkes verbinden soll, praktisch zu betätigen. Ungeheure soziale und charitative Organisationen sind entstanden, von denen wir in unserer Jugend nichts wußten.

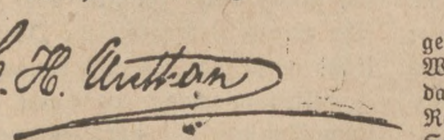
Damals war das Schenken und das Gutes-Tun eine mehr persönliche, aber dafür keineswegs so zweckvoll organisierte Sache. Auf dem Weihnachtstisch einer jeden Familie lagen Gaben für arme Menschen, die im Umkreis und Blickfeld der bürgerlichen Familie lebten. Man hatte die unmittelbare Freude daran, die Wirkung seines kleinen Liebeswerkes auf bekannte Gesichter zu sehen.

Vielleicht wäre es auch jetzt wieder möglich, an diesem Brauch vergangener Tage anzuknüpfen. Ein etwas weiterer Kreis von Menschen soll sich an diesem einen Abend als Familie betrachten, als sie es durch Bande der Geburt und des Blutes sind. Das schönste Fest im Jahre ist das, da im Liebeswerk der Brauch von gestern und die Organisation von heute einander die Hände reichen.

Weihnachten eines Armlosen.



Kindheitserinnerungen von



Der armlose Artist C. H. Unthan, der kürzlich, 81jährig, gestorben ist, schrieb diese Erinnerung als eine seiner letzten schriftstellerischen Arbeiten.

Wieder daheim bei den Meinen nach sieben langen und bangen Wochen! Gestern holten sie mich aus dem Krankenhaus, um mich beim Fest bei sich zu haben. In Tücher hatten mich die Eltern gehüllt und mich während der mehrstündigen Fahrt zwischen sich warm gehalten. Bei der Ankunft nahm mich die Schwester in die Arme, trug mich in die Stube, entkleidete mich und legte mich ins Bett. Ich war noch sehr schwach und sollte sorgfältig gepflegt werden, um neues Blut zu bekommen.

Nun saßen wir nach meiner ersten Abwesenheit am Heiligen Abend beisammen und waren unsagbar glücklich. Das höchste Glück hat keine Worte. Sie alle waren im Krankenhaus lieb und gut zu mir, besonders die Oberschwester Marie (Gräfin von Parels). Daß sie mir beim Heraussägen des zerschmetterten Schlüsselbeins aus der Schulter hatten bitter weh tun müssen, hatte keinen Stachel in mir zurückgelassen. Auch nicht das sich täglich wiederholende schmerzhafte Ausspritzen der Wunde, das vier Schrotkörner herausbefördert hatte. O, wie dankbar war ich allen, die sich nach dem Schuß durch Schulter und Lunge um mein Leben bemüht hatten, und doch waren sie nicht die Meinen.

Bei den ersten Besuchen hatten sie mich sehen, aber nicht mit mir sprechen dürfen. Als wir plaudern durften, brachte mir Vater die lateinische Gramatik, aber mein Kopf war noch so schwer. Und jetzt, welch' Wunder, durfte ich Weihnachten mitfeiern! Wir sprachen darüber, wie alles gekommen war am 3. November 1861. Großvater hatte uns zur Taufe seines jüngsten Enkels abgeholt. Ich durfte neben ihm sitzen und beim herrlichsten Sonnenschein auf die Pferde schauen. Auf halber Fahrt hielten wir in Behlendorf bei Onkel Fritz, der Kaffee und Kuchen vorbereitet hatte. „Hast du wieder gewildert?" fragte Vater, auf vier Gewehre in der Ecke zeigend. „Unsinn! die Jägerburschen haben sie hiergelassen und holen sie morgen ab." — „Sind sie geladen?" — „Ich werde doch kein geladenes Gewehr im Hause dulden." Bis ich meinen Kuchen gegessen hatte, waren alle hinausgegangen. Ich nahm eine Stutzflinte, stützte sie unter den linken Armstummel, neigte den Kopf zur rechten Seite, um zu sehen, wie der Hahn funktioniert, und zog ihn mit dem linken Fuß auf. Ein dumpfer Schlag. — —

Tante Marie hob mich auf und legte mich blutend aufs Sofa. „Du mußt gleich sterben," sagte Vater ernst und traurig. „Ach nein, Vaterchen, das Herz hat's nicht getroffen." Vier Stunden dauerte es, bis Großvater mit Dr. Beek von Pr.-Holland kam. Er stillte das Blut und ließ mich ins Krankenhaus bringen. Und nun saßen wir daheim und feierten Weihnachten. „Vaterchen, sollte Gott noch eine Aufgabe für mich haben?" — „Kind, das weiß nur er allein!"

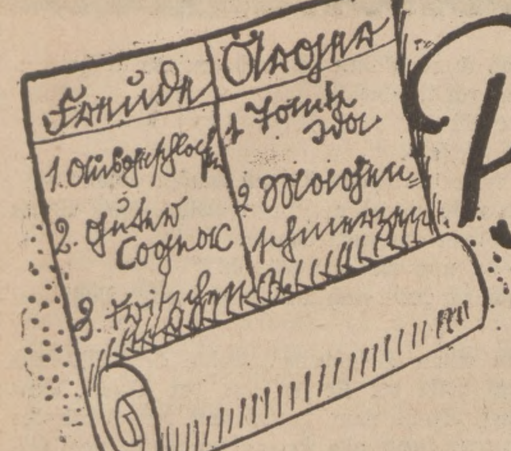
*

Fünfzehn Grad Kälte und blinkenden Sonnenschein brachte das Weihnachtsfest im folgenden Jahr.

„Daß mir niemand aufs Eis geht, das nach dem Tauwetter spröde ist!" befahl Vater beim Mittagsmahl. Zusehen ist nicht verboten, sagte ich mir und ging an den Teich. Da stand mein Freund Fritz. „Warum läufst du nicht?" fragte er. „Es ist gefährlich." — „Da laufen doch schwerere als wir beide sind. Ich zieh dir die Schlittschuhe an, du läufst eine Stunde oder zwei und dann leihst du sie mir." Das war verführerisch; Vater wird nichts merken. Ich holte die Schlittschuhe und lief Figuren, daß mir das Herz im Leibe lachte.

Wie war das gekommen? Es hatte gekracht und ein Haufen von uns lag im Wasser. Beim Hinaufklettern bröckelte das Eis ab; wir mußten uns bis zum Rande schinden. Fritz nahm mir die Schlittschuhe ab. Was nun, heimgehen? In 14 Jahren hatte ich zweimal Prügel bekommen und jedesmal eine Woche lang nicht sitzen können. Wie weiche ich der dritten Tracht Prügel aus? Auf meinem Anzug, zu dem Mutter das Schaf geschoren, die Wolle gesponnen, gespult und gewebt, den Stoff gefärbt, zugeschnitten und genäht hatte, war Nässe nicht zu sehen. Ich trage ihn in der Sonne spazieren, bis er getrocknet ist. Als die Sonne nach 3 Uhr unterging, wagte ich mich heim und stellte mich an den Ofen. War das mollig! Die Lampe wurde hereingebracht; Vater schaute auf. „Jung, was dampfst du so!" Nun war die Katze aus dem Sack. „Vaterchen, ich war ungehorsam und bin eingebrochen." — „Wann?" — „Bald nach dem Essen." — „Zieht den Bengel aus und bringt ihn ins Bett, macht Kamillentee und füllt ihn ihm heiß und ohne Zucker ein, bis er schwitzt."

Drei Tage lag ich, stockheiser. Die Furcht vor der Strafe wuchs mit jeder Minute. Nicht vor den Schmerzen, sondern vor der unerträglichen Schande — aber sie blieb aus. Als ich aufstand, sagte der Vater: „Du hast dir ein merkwürdiges Vergnügen zum Weihnachtsfest geleistet; das ist für diesmal Strafe genug." Heller Sonnenschein durchzog mein Gemüt; ein herrlicheres Weihnachtsgeschenk hätte mir nicht werden können.



Bilanz der Festtage



Wenn Herr Theobald Lehmann, der Durchschnittsbürger, ein Tagebuch von solcher Genauigkeit führen würde — wie es zu führen unsere Urgroßtanten des Biedermeier Zeit und Muße fanden — sähen die beiden Weihnachtsfesttage darin ungefähr so aus:

25. Dezember.

Endlich einmal ausgeschlafen, nach langer Zeit. Minna vergaß, Wecker abzustellen, drehte mich, als er läutete, höhnisch auf die andere Seite. Aufgewacht mit etwas schwerem Kopf. Sehr lange gebadet. Neuen Rasierapparat von Adolf ausprobiert. Schuhe von Emma leider zu klein. Werde sie hoffentlich umtauschen können.

Minna schimpfte, weil ich so spät zum Frühstück kam, war noch nicht fertig, als Gäste kamen. (Wären besser zu Hause geblieben.)

Mittagessen leider vergällt durch Gebrüll von Clärchen, dem Fritz die neue Puppe zerschlagen hat. Mußte Fritz ein paar hinter die Ohren geben. Minna nahm für ihn Partei. Sehr äregrlich. Sagte zu Minna, ich würde lieber im Büro in der Kantine essen, hätte dort wenigstens Ruhe. (Aber das Essen war vorzüglich. Fürchte, ich habe zu viel gegessen.)

Kognak von Emil vorzüglich. Versteht sonst nichts, aber darauf versteht er sich. Werde ihm nach Quelle befragen.



Schwiegermutter wollte an Stelle eines Radiogeräts eigentlich einen Massage-Apparat haben.

Nachmittagsschläfchen frühzeitig unterbrochen durch Gebrüll von Fritz, dem Karl die neue Eisenbahn zerbrochen hat. Mußte die Eisenbahn reparieren.

Reparierte Eisenbahn fährt trotzdem nicht. Werde sie umtauschen. Gemeinheit, solchen Popel zu verkaufen. Beschwerde!!

Torte zum Nachmittagskaffee vorzüglich. Mit Minna versöhnt.

Abends mit Minna Theater. Langweiliges Stück, wäre lieber in die Operette gegangen, Minna meinte, das schicke sich nicht zu Weihnachten. Aergerlich! Wollten dann ins Restaurant gehen, war zu voll, Minna gab mir die Schuld.

Minna meint, sie wäre froh, wenn ich wieder ins Büro ginge. (Kognak von Emil vorzüglich. Zigarren von Tante Walda — Mist. Schätze fünf Pfennig das Stück, auf 50 Pfennig zurechtgemacht.)

26. Dezember.

Schlecht geschlafen, da durch Leibschmerzen geplagt. Minna meint, ich hätte zu viel gegessen. Unsinn, habe im Theater Zug bekommen auf einem Sitz, den Minna nahm.

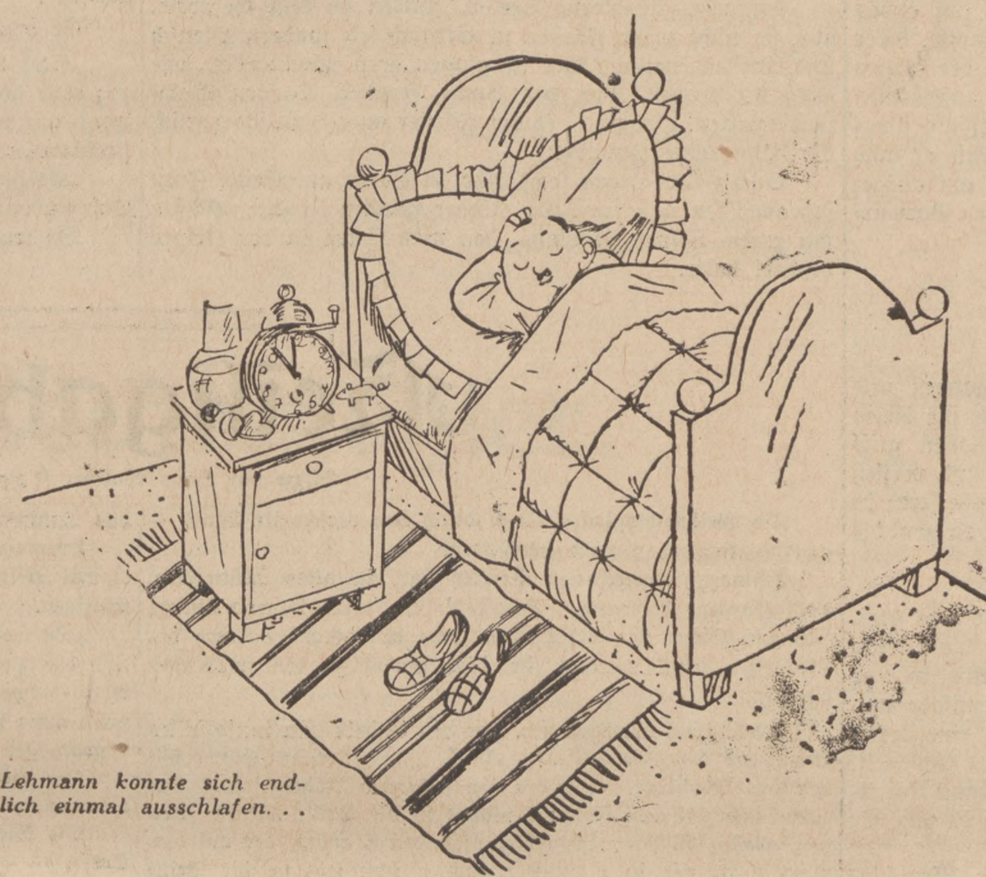
(Habe auf jeden Fall Natron genommen, vielleicht war es doch das Essen.)

Vormittags Kirchgang mit Schwiegermutter. Sehr schöne Predigt, sehr schöne Musik. Später Aerger. Schwiegermutter behauptet, sie hätte sich Massageapparat gewünscht, nicht Radio-Apparat. Fragte, ob wir noch Zettel haben — zum Umtauschen.

Minna hat den Zettel verlegt, behauptet, Mädchen wäre es gewesen.

Mädchen hat zum Ersten gekündigt. Schwiegermutter behauptet, deshalb, weil Mädchen zu Weihnachten nicht genug bekam.

Essen war vorzüglich, durfte leider nicht mitessen, ärgerlich, da Gänsebraten schon zu Ende. (Schwiegermutter aß drei Stück, behauptete trotzdem, er wäre zähe.)



Lehmann konnte sich endlich einmal ausschlafen. . .

Nachmittags sehr gut geschlafen. Abends mit Emil sehr gut unterhalten. Letzten Kognak getrunken.

Nach dem Abendessen Zank mit Minna, weil kein Geld mehr im Hause. Behauptete, ich kümmere mich nicht um die Familie.

(Habe ihr gesagt, daß ich froh bin, morgen wieder ins Büro gehen zu können.)

•

So weit Herr Lehmann. Und der Sinn seiner Feiertagsbilanz ist: lustlos bei wechselnden Abschlüssen. Herr Lehmann ist teils froh, teils schlechtgelaunt. Er begrüßt die Feiertage und verwünscht sie. Er ist beglückt, sich ausschlafen zu können und gibt vor, froh zu sein, daß es nun wieder ins Büro geht.

Hat er recht, teils teils, mit jeder seiner Einstellungen? Wir wollen seine Bilanz



Vielleicht war es doch das gute Essen . . .

einer Prüfung unterziehen. Was begrüßt Herr Lehmann und was lehnt er ab?

Herr Lehmann schläft, dieweil ihn sonst der Wecker weckt, diesmal den Schlaf des Gerechten bis in den späten Tag hinein, er badet mit Genuß, er begrüßt den neuen Rasierapparat, er weidet sich am festlichen Essen, er ist von Emils vorzüglichem Kognak entzückt, er versöhnt sich mit seiner Frau beim Nachmittagskaffee, er genießt eine schöne Predigt, erlebt den Vorzug eines ungestörten Nachmittagsschläfchen, unterhält sich sehr gut mit seinem Freund — —

— und hat andererseits vielseitigen Feiertagsärger, weil Gäste kommen, weil eine Puppe zerschlagen wurde, weil die neue Eisenbahn kaputt, das Theater langweilig, das Restaurant voll, die Zigarre schlecht ist; weil die Schwiegermutter unzufrieden ist, das Mädchen kündigt, das Geld alle ist.

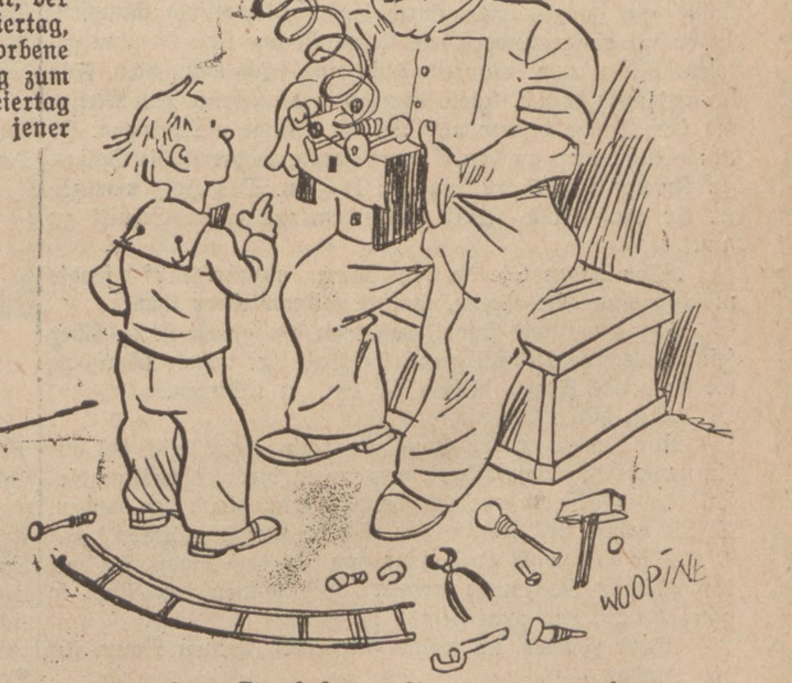
Herr Lehmann begeht einen Fehler. Herr Lehmann stellt an den Feiertag Ansprüche, die dieser — der Feiertag — nicht erfüllen kann. Der Feiertag bringt nicht von sich aus lautere Glückseligkeit, er muß damit ausgestattet werden. Ein Feiertag ist ein Tag wie alle anderen, wenn die Menschen selbst ihn nicht zum — Feiertag machen. Wer sich an einem Feiertag über alltägliche Dinge ärgert, stempelt ihn selbst zum Alltag. Es ist nicht der gute Kognak, der den Feiertag zum Feiertag, es ist nicht der verdorbene Magen, der den Alltag zum Alltag macht. Ein Feiertag will erlebt sein in jener Stimmung, die man nicht umreißen kann, die einfach schlechthin — feiertäglich ist, die dem Alltag seine Schärfen und Kanten nimmt, aus kleinlichem Aerger nur ein stilles Schmunzeln, aus Freude aber — Glückseligkeit macht.

Daß die Feiertage nur selten in jener idealen Harmonie verlaufen, wie sie uns sentimentale Familienschmöker aus dem vergangenen Jahrhundert vorzugaukeln wissen, ist leider wahr. Wir sind allesamt Gefangene unserer Zeit, es ist unmöglich, ihr völlig zu entrinnen, sich für zwei Tage in eine eigene paradiesische Welt zu verkapseln. Jeder hat Geldsorgen, die schließlich nicht aus der Welt zu schaffen sind, jeder hat irgendeinen kleinen Aerger mit seinen Geschenken und die erregte Fest-Stimmung wird sich in jeder Familie in irgendwelchen Reibereien auswirken. Unter den Kindern wird es Unzufriedenheit und Streit geben. Die Hausfrau ist überlastet und gereizt. Und die Befreiung vom alltäglichen Frondienst ist ein zu kostbares Geschenk, als daß jeder Mensch sie in vollendeter Form auszunützen verstände. Einen Tag vor dem Fest wird sich zweifellos irgendeine Cousine urplötzlich anmelden, zwei Stunden vor der Bescherung wird sich immer noch die Notwendigkeit ergeben, schleunigst ein vergessenes Geschenk zu erstehen.

Aber darauf kommt es nicht an. Auch die Improvisation hat ihre Reize und der weihnachtliche Aerger ist immer noch ein festlicher Aerger. Es ist schließlich besser, sich über eine zerbrochene Puppe, als über gewichtigere, ernsthaftere Dinge zu ärgern, man muß es nur verstehen, die richtigen Unterschiede zu machen. Was ist schon dabei, wenn die liebe Cousine aus X. unerwartet kommt! Wir wollen an diesen unvermeidlichen Aerger künftig von der spaßhaften Seite herangehen. Wir wollen den ganzen Kleinkram der festlichen Unzuträglichkeiten mit einem rosenroten Zuckerguß versehen, die Feste feiern, wie sie fallen, wobei das „Wie“ als Umstandswort gilt.

Glauben Sie nur ja nicht an die glückhaften Weihnachtsstunden einsamer Menschen, die das Fest in Ruhe genossen haben wollen. Glauben Sie nicht den Erzählungen Ihres unverheirateten Kollegen Soundso, der Ihnen Wunder was vorschwärmt von der Schönheit und erhabenen Ruhe des Weihnachtsabends, den er bei einer Flasche Sekt im Stammkaffee verbracht hat! Auch der verschlossenste oder hochmütigste Mensch entdeckt in der Stimmung des Weihnachtsfestes in sich ein triebhaftes Gemeinschaftsgefühl, die Sehnsucht nach Menschen. Und da wird eine liebende Gattin, mag sie noch so sehr gereizt sein, da werden weinende, tobende Kinder, da wird sogar die Schwiegermutter und die unerwartete Cousine aus X. immer noch ein tausendmal angenehmerer Festgenosse sein als der verschlafene Kellner im Stammkaffee, der den einsamen Gast mit lautem Gähnen zum Teufel wünscht.

Onkel Balduin hat sich zwei Tage vor Weihnachten Urlaub genommen, hat seine Skier auf den Rücken gepackt und ist losgezogen ins Gebirge und am dritten Feiertag kommt er schmunzelnd in Ihre gute Stube, sieht sich den Baum an, lächelt und sagt: Ihr armen Leute, für euch war das eine Quälerei, ihr habt keine ruhige Minute gehabt; da hättet ihr mich sehen sollen! In einsamer Hütte vor dem offenen Kaminfeuer saßen wir mit dem Hüttenwart und seiner Frau, ein kleines Bäumchen brannte, der Punsch schmeckte vorzüglich und draußen



Fritzchens Eisenbahn mußte repariert werden.

rüttelte der Schneesturm an den Fenstern. Das nenne ich Weihnachten! Das ist ein stilles In-sich-Versinken, eine geistige Labsal.

Glauben Sie ihm nicht! Onkel Balduin ist in ein trübes Regenwetter gekommen, im Schutzhaus lärmte die zahlreiche Familie des Kommerzienrats Cohn, der Hüttenwart schimpfte mit seiner Frau und an Stelle des heulenden Schneesturms ertönten aus plärrendem Grammophontrichter unweihnachtliche Niggersongs. Onkel Balduin wäre gar zu gern an Herrn Lehmanns Stelle gewesen. Denn — Bilanz hin, Bilanz her, ein Weihnachtsfest ist schließlich ein Weihnachtsfest, und Herr Lehmann hat allen Grund, sich auf das nächste zu freuen.



Otto Klimburg.

Der Weihnachtsbaum ohne Aeste.

„Es ist schon vier Uhr“, sagte Scholz, indem er zur Wanduhr aufsah. Er hatte noch nichts für die Kinder, nichts für seine Frau mitgebracht. Und um fünf kamen sie von der Weihnachtsfeier in der Kinderkrippe zurück. Kaum, daß der Ofen geheizt war.

„Drei Korn, eine Zigarette!“

Dann aber dachte er an den vergangenen Weihnachtsabend. Auch damals war er arbeitslos. Was half das alles, er hatte sich einen angetrunken u. war nicht nach Hause gegangen. Spät abends, als er die Kneipe verließ, wußte er nicht, wohin er sich wenden sollte. Nach Hause? Die Frau würde schimpfen, die Kinder aufwachen und weinen. Er war auf der Straße stehen geblieben wie einer, der auf etwas wartet. Sein Kopf schmerzte ihn, sein Atem dampfte. Aber er war nicht benebelt, er sah die Dinge klar in der eisigen Luft. Nur nicht nach Hause gehen. Nicht mal aufwärmen konnte man sich da. Und während er noch schwerfällig überlegte, schlug er doch den Heimweg ein. Wohin hätte er auch gehen sollen? Er erinnerte sich, daß seine Frau am ausgebrannten Ofen saß, in ein Tuch eingewickelt. Keinen Vorwurf keine Frage äußerte sie.

„Was sitzt du da noch so spät?“

Sie hatte nicht geantwortet.

Aber sein ältester Junge war aufgewacht:

„Vater, bist du der Weihnachtsmann?“

Da war Scholz leise aus dem Zimmer gegangen und hatte sich nicht mehr hineingewagt. Und das sollte sich dieses Jahr wiederholen? Nein, niemals. Kurz entschlossen griff er zur Mütze, wand sich ein Tuch um den Hals und verließ die Wohnung, das Haus. Er überquerte die Straße, trat in einen Laden und kaufte für seine ganze Barschaft Kerzen, die er in der Rocktasche verstaute.

„So, jetzt noch den Baum“.

Er holte mit langen Schritten aus. Es war eine dreiviertel Stunde Wegs bis zum Wald. Er legte die Strecke in einer halben Stunde zurück. Wenn er sich beeilte, war er beinahe zur Zeit zu Hause. Er kannte die Seitenpfade und gelangte an den Fluß, der unter dem Eise wie eine breite stille Fahrstraße lag. Scholz probierte aus, ob das Eis hielt. Drüben dunkelten die Tannen. Er tat vorsichtig einige Schritte, dann begann er zu laufen. Irgendwo knackte da Eis. Er aber empfand keine Angst.

In ihm lebte nur der Wille, zum anderen Ufer hinüber zu gelangen. Und er schaffte es, sank am Uferrand tief in den Schnee und stolperte vor sich hin. Eine kleine Böschung noch mußte er hinaufklettern, dann faßte seine Hand nach dem stachligen Zweig einer Tanne, bog ihn herab und ließ ihn wieder emporschnellen, sodaß der Schnee heruntersprang. Dieser Baum war zu groß. Aber dort — ja, dort was war das eigentlich? Scholz beugte sich vor, um besser zu sehen. Da stand Stumpf an Stumpf. Ueberall war abgeholzt. Kleine Aeste lagen über die Schneefläche verstreut. Scholz mußte ein ganzes Ende durch dieses Stoppelfeld stampfen, ehe er an einige unversehrte kleine Bäume kam die ihm gefielen. Einer war besonders dicht und schön bewachsen. Für ihn entschied er sich, kniete vor ihm nieder, holte sein Messer aus der Tasche hervor und ließ die Klinge aufspringen. Er fühlte sich unten an den Stamm heran, während die Spitzen der Zweige über seine Wangen kratzten. Das Holz war zähe. Er mußte alle Kraft anwenden, um einen Schnitt zu tun.

„Was haben Sie da den Baum abzuholzen?“ fragte plötzlich eine tiefe, breite, schwere Stimme über ihm.

Scholz verstand sofort, daß man ihn gefaßt hatte. Aber sein Wille sträubte sich gegen die Tatsache. Scholz überhörte die drohende Frage, bildete sich ein, zu träumen.

„Sie, hören Sie nicht?“

Nun drehte er den Kopf zur Seite. Sein Blick fiel auf ein paar hohe Schaftstiefel, aus denen die vierschrötige Gestalt des Försters emporwuchs. Da war nichts zu machen. Scholz erhob sich, klopfte den Schnee von den Knien.

„Sie sind wohl auch einer von der Gesellschaft, die mir den schönen Nachwuchs ruiniert. Sie kennen den Platz ja ganz genau, wie man sieht“.

„Herr Förster, ich wollte nur einen kleinen Baum für die Kinder —“

„So. Warum kaufen Sie sich keinen?“

„Ich bin arbeitslos“.

„Und deshalb gehen Sie stehlen?“

Scholz machte eine Bewegung wie: hier sind ja so viele Bäume. Aber er erwiderte nichts

„Kommen Sie mit!“

„Wohin soll ich denn mitkommen, Herr Förster?“

„Das werden Sie sehen. Gehen Sie voran“.

„Aber das tu ich nicht Herr Förster. Zu Hause wartet man auf mich“.

Eine kurze Zeit standen sich beide schweigend gegenüber.

„Ich gehe nicht mit, Herr“.

„Keine Widerrede, sonst —“

Dann schulterte der Förster sein Gewehr, trat näher an den Baum und betastete mit der freien Hand den Stamm.

„Den kann ich noch flicken“, sagte er. Und, zu Scholz gewandt:

„Machen Sie, daß Sie fortkommen. Aber Gnade Ihnen Gott, wenn ich Sie nochmals ertappe“.

Scholz ließ sich das nicht wiederholen, sondern eilte zur Böschung.

„Wohin rennen Sie?“ rief hinter ihm der Förster. „Das Eis trägt noch nicht —“

Scholz blieb stehen. Der Förster kam auf ihn zu.

„Sie werden doch Ihr Leben nicht noch einmal so leichtsinnig aufs Spiel setzen. Die anderen sind vorige Nacht alle über die Brücke gegangen“.

„Das ist mir zu weit. Dann komme ich zu spät nach Hause“.

„Unsinn. Ich bringe Sie bis zur Brücke“.

Wieder sahen sich beide wortlos an. Ein verschämtes Lächeln huschte über ihre Gesichter. Sie legten den Weg bis zur Brücke miteinander zurück.

Einfache, schüchterne Seelen, fanden sie kein Gespräch, nun sie nicht mehr Förster u. Strauchdieb sondern Mensch und Bruder waren. Aber sie gingen gern miteinander, wie zwei Kameraden. Von der Stadt, fernher, klangen Weihnachtsglocken. Einsam blieb der Förster an der Brücke zurück. Er hatte keine Familie.

Scholz kam gegen sechs Uhr zu Hause an. Seine Frau saß am Ofen und fror. Die Kinder spielten zu ihren Füßen mit einem kleinen Nikolaus, den man ihnen in der Krippe beschert hatte.

Die Frau sah ihren Mann prüfend an. Ob er getrunken hatte? Er war rot im Gesicht.

„Wo warst du?“

Er zuckte die Achseln.

„Du hättest lieber ein paar Kohlen kaufen sollen“.

Das aber was sie eigentlich fragen wollte, diese Worte nahmen ihr die Kinder aus dem Mund:

„Vater hast du uns was mitgebracht?“

„Ja, Jungens, ich habe euch was mitgebracht. Paßt mal auf —“

Scholz nahm einen Holzschemel, stellte den Nikolaus mitten drauf und holte die Kerzen aus der Tasche. Eine brannte er an ließ Wachs rund herum auf den Rand des Schemels tropfen und klebte alle Kerzen der Reihe nach fest. Dann drehte er das blasse Gaslicht aus und zündete die Kerzen alle an. Das gab ein eigentümliches, warmes, flackerndes Licht, gerade wie bei einem Weihnachtsbaum.

„Einen Baum kann nicht jeder haben“, sagte er.

„Komm, Mutter, wärme dich hier. Fühle mal, wie warm das ist“.

Er breitete die roten Hände über die Flamme.

„Hast du aber Ideen“, sagte abweisend die Frau. Sie zog aber doch ihren Stuhl zum Schemel heran und legte die Hand auf den Kopf ihres Jüngsten. Die Kinder blickten mit strahlenden Augen in die Lichter.

„Es sind bloß keine Aeste am Baum“, sagte der Aelteste. Sonst aber ist es wie in der Krippe, nur viel schöner“.

Da trat auch in die Augen der Mutter ein Lächeln.

Robert v. Radetzky.

Heiligabend

Skizze von Hans Walther Kappler.

Die Weihnachtsglocken tönen durch das verschneite Land, — jubelnd, singend, Freude verkündend.

Einsam am geöffneten Fenster sitzt ein altes Mütterchen, wohlgeborgen im warmen Lehnstuhl. Sie blickt sinnend hinaus über die Dächer der Stadt, sieht ferne den schlanken Turm des Kirchleins, dann wandert ihr Blick hinauf zu den funkelnden Sternen.

Ihre Lippen bewegen sich. Ists ein Gebet? Ein innig-stilles Wünschen? Dann senkt sie den Blick. Ihre zitternden Hände öffnen die Schublade des neben ihr stehenden Nähtischleins. Aus einem abgegriffenen Futteral nimmt sie die Brille mit den kleinen, ovalen Gläsern. Sie achtet nicht des Staubes, der auf dem Glas liegt, wie in plötzlich erwachter Hast setzt sie die Brille auf und greift dann wieder in das Schubfach. Sie entnimmt ihm ein kleines Bild und ein winziges, graues Tannenzweiglein, dessen Nadeln längst abgefallen sind.

Dann steht das Bild vor ihr auf dem Tisch. Ihr Junge ist's — ein Feldgrauer. Ein weiches Kindergesicht schaut aus dem schwarzen Rahmen mit einem lieben Lächeln heraus, als wolle es sagen: „Gelt Mutterl, wir werden uns wiedersehen — zum Weihnachtsurlaub!“

Liebevoll gleiten die welken Finger des alten Mütterchens über das harte, kalte Glas — in ihren Augen ist ein seliges, tiefes Leuchten. Dann nimmt sie das Tannenzweiglein auf und drückt es an ihren zuckenden Mund.

Das Zweiglein hatte in jenem Paket gelegen, das sie ihm vor dem Weihnachtsfeste ins Feld sandte. Man fand seinen Tornister — aber von ihm nichts mehr. Kameraden schickten das Tannenzweiglein als letzten Gruß zurück in die Heimat.

Langsam legte sie das Zweiglein wieder zu dem Bild. Noch einmal gleitet ihr müder Blick über das trauliche Gesicht ihres Einzigen.

„Du mein lieber, lieber Junge“ — flüsterte sie bebend. „Nun ist's das zwölfte Weihnachten, das ich ohne dich bin. Mein Peterle — warum nur nahm Gott dich? Warum nahm er nicht mein altes Herz, dem das Leben keine Freude mehr geben kann? Warum gerade du —? Warum — — —?“

Der Blick der Einsamen glitt wieder hinaus in die Sternennacht, es schien, als verlöre es sich in unendliche Weiten — —.

Die Glocken klangen und sangen noch immer — Friede auf Erden — — Friede auf Erden — — —

Kinderstimmen ertönten, hell und rein, in frommen Gesang. „Stille Nacht — heilige Nacht — — —“

Da tropfte eine Träne über eine welke Wange.

„Mein Peterle — mein liebes, liebes Peterle — —“

Das Mütterchen spürte nicht die Kälte, die in das Zimmer kroch. Das Feuer im Kamin verlöschte, — die Glocken verklangen — — die Sterne verblichen — — —.

Um den Mund einer alten Frau aber lag ein beglückendes, friedliches Lächeln, so, als habe sie die Weihnacht geschaut, dort droben — über den Sternen — und als sei ihr Peterle neben ihr.

Dann schneite es. Die weißen. weichen Flocken wirbelten in das Zimmer und küßten die kalten, starren Hände des Mütterchens. — — —

Still wurde es — — in der heiligen Nacht.

Weihnachtskantate

Skizze von Max Geißler.

Er war Stalljunge im Fuhrgeschäft; Waisenknabe, ein wenig verwachsen, arm wie eine Kirchenmaus. Im Stalle schlief er, aß er, las er; der Stall war seine Welt, sein Lager eine flache Kiste zwischen vier Pfählen, er mußte da auf einer Art Hühnerleiter hinan steigen. In dieser Kiste lag Haferstroh. Mit Decken, die für die Rosse zu schlecht geworden waren, deckte er sich zu. Und weil er trotz allem ein besinnlicher Mensch wurde, ermaß er, daß es für ihn ein recht weiter Weg sei bis zu der Stelle, von der aus er in ein Dasein marschieren konnte, wie er sichs dachte. Ein schlichtes Dasein, auf das er zielte; und dennoch ein weiter Weg. Seltsam: so oft er das überlegte — immer stand für ihn am Anfang der Straße aus dem Pferdeland ins Menschenland ein Bett, ein richtiges Bett, wie es andere Leute haben, in einer kleinen Stube, in der er sozusagen der König wäre. Ha, wenn er das erst hätte! Weil er nie in solch einem Bette gelegen hatte, wuchs es in seine Gedanken als der Bahnhof zur Fahrt ins Glück.

Es waren die Tage vor Weihnachten. Wenn des Abends alles still geworden und die Pferde den Hafer aus den Krippen schnäkerten oder ins Kurzfutter schnoben, das er ihnen für die Nacht in die Raufen gelegt hatte, nahm er unterm Stroh seines Lagers getrocknete Pflaumen hervor, speilte sie auf im Lichte der Stallaterne und machte Zwetschenmänner daraus. Zuletzt setzte er jedem einen kleinen Zylinderhut auf, hängte ihm eine Leiter über die Achsel und betupfte ihn mit einem bißchen Rauschgold. Damit konnte er auf dem Nikolausmarkte drei Mark verdienen; diesmal sollten es sogar vier werden. Er hatte nämlich leichtsinniger Weise von einem Fuhrmann ein Los der Wohltätigkeitslotterie gekauft. Für die einzige Mark, die er besaß! Der Mann hatte ihm gesagt, man könne 200 000 Mark gewinnen. „Mensch!“ Das Los hatte die Nummer 131 313. Im Laufe der Tage war der Traum vom Goldregen aber so fadenscheinig geworden... der Junge hätte gerne zwanzig Pfennig daran verloren, wn nur jemand gekommen wäre, es ihm abzukaufen. —

Traurig zog er am Vor-Weihnachtsabend mit seinen Zwetschenmännchen auf den Christmarkt. Es schneite dicke weiche Flocken. Mit seinem armen Kram lehnte er an der Rückwand einer Bude. Die Leute, Weihnachtsglück und -geheimnisse in den Augen, drängten sich eilig an ihm vorüber. Er fror, hatte die Hände tief in den Hosentaschen und knetete das fatale Los mit den Fingern. „Nehmen Sie einen schönen Zwetschenmann mit!“ bat er ein älteres Ehepaar. „Oder kaufen Sie mir wenigstens dies Los ab!“ setzte er hinzu und faltete es im Scheine der Laterne auf.

„Dreimal 13, Wilhelm“, sagte die Dame, „die Dreizehn ist Deine Glückszahl.“

Es trat auch ein Kriminalschutzmann hinzu, betrachtete die Nummer und sagte: „Wenn Sie keine Lust haben, Herr Musikdirektor... ich wäre nicht abgeneigt..“

„Ah doch!“ entgegnete Wilhelm Ritter vergnügt entschlossen, „....plötzlich vielleicht, aus blauer Luft, fällt es auf dich hernieder!“ Er gab dem Jungen eine Mark. Dem wollte das Herz davon fliegen vor Seligkeit.

„Na, und wenn Sie einen großen Treffer erwischen?“ fragte der Kriminalbeamte und warf dem Jungen dabei einen bedeutsamen Blick zu.

Der verstand. „Dann, o Gott...“ stammelte er, „dann geben Sie mir vielleicht in Ihrer schönen Wohnung für zwei Jahre eine kleine Stube mit einem richtigen Bett?“

„Wenn Du weiter keine Schmerzen hast, mein Sohn — gemacht!" sagte der Musikdirektor lachend und versickerte mit seiner Gattin im Strome der Menschen.

Wilhelm Ritter war ein feiner Musikant und Komponist. Am nächsten Tage bereitete er für seine Frau eine Ueberraschung vor: er vertonte eine Weihnachtskantate. Den Text hatte sein Sohn geschrieben, ein junger Philologe, dessen Dichterruhm um diese Zeit zu erblühen begann.

Der Christabend kam und fror wie der Stalljunge, der mit seinen Zwetschenmännern wieder an der Budenwand lehnte. „Philipp Kloetzer, Mensch", rief ihn da einer an — es war der Kriminalbeamte von gestern —, „das Los, das du dem Musikdirektor verkauftest, hat 70 000 Mk. gewonnen!"

Es fiel dem Jungen nicht der Himmel ein — nein der Himmel tat sich auf! Philipp Klötzer bekam das Laufen und rannte mit seiner Zigarrenkiste voll Zwetschenmännchen mit dem Wind um die Wette. Heim! Heim? Was gabs denn im Stall noch für ihn zu suchen? Darauf besann er sich aber erst im Fuhrhofe, weit draußen in der Vorstadt, wo das Glück gar nicht auf ihn wartete. Er war wieder einmal in der falschen Richtung gelaufen, kehrte um und rannte — die Zwetschenmännchen hoppelten in der Kiste — zum andern Ende der Stadt; dort wohnte der Herr Wilhelm Ritter.

Nun, der Musikdirektor wußte schon, was ihm widerfahren war. „Höre, Ersilia", sagte er um diese Zeit mit saurem Gesicht zu seiner Frau, „mir scheint, jener Stalljunge ist der größte Dorn an der Rose, die uns in den Schoß gefallen ist. Hoffentlich kommt er nicht." Frau Ersilia hatte diese Erkenntnis und diesen Wunsch schon längst; aber sie schwieg zunächst. Und weil der Seelenspiegel noch nicht erfunden ist, erkannten sie sich nicht gleich in ihrer Kläglichkeit.

„Denke bloß, Ersilia, zwei Jahre lang solch einen möblierten Herrn!"

„Ah", sagte Frau Ritter, „ich denke ja schon. Aber ich meine auch: er lebt gar nicht mehr zwei Jahre ... so jämmerlich hat er ausgesehen."

In der Welt begannen die Weihnachtsglocken zu spielen. Als der Klang von den Türmen verhallt war und der Christbaum brannte, setzte Ritter sich an den Flügel, spielte die neue Weihnachtskantate und sang die Verse seines Sohnes:

Selig sind, die schweigend Gutes schufen.
Selig sind, die für die Wahrheit stritten.
Selig sind, die uns zu Taten rufen.
Selig sind, die für den Gegner bitten.
Selig sind, die Reichtum nie vermißt.
Selig sind, die stumm gelitten.
Selig selig, wer in Frieden ist.

Es klang wunderschön. Und es war ihnen, als könnten auch sie nun von sich sagen: „Wir haben seinen Stern gesehen." Darüber fiel alles Kleinliche und Allzumenschliche von ihnen ab. Und dann führte das Mädchen den Philipp Klötzer herein. Der hatte noch die Zigarrenkiste mit den Zwetschenmännern unterm Arm und trat mit großen Frageaugen in den Glanz des Zimmers, mit Augen voller Angst, die wissen wollten: „Herr, haben Sie auch nicht vergessen, was Sie gestern Abend versprachen?"

Wilhelm Ritter erhob sich. „Komm, mein Junge", sagte er, „zuerst wollen wir Dir Anzug, Schuhe und Wäsche kaufen. Du sollst hier eine Heimat haben ..."

Der Rechenfehler.

Eine Weihnachtsgeschichte.

Buchhalter Grau hatte am 24. Dezember noch bis in die Dunkelheit hinein gearbeitet. Er war natürlich, wie immer der letzte im Bureau. Die anderen waren längst nach Hause gegangen, nachdem sie schon den ganzen Tag über ungeduldig und zerstreut an den Schreibtischen gesessen hatten. Auf Herrn Grau wartete niemand. Er brauchte sich nicht zu beeilen. Grau war in seinem Leben nie laut, nie lustig, nie feurig gewesen, er hatte nur eine stille Leidenschaft: die Rechenbücher der Firma, an denen arbeitete er nun schon dreißig Jahre. Sie waren ihm Weib, Kind, Glück, Leben. Da gab es alles was Ehe und Familienleben brachten, kleine Sorgen, kleine Reibereien, kleine Freuden. Und wenn ab und zu ein Rechenfehler das ruhige Gleichmaß des „Familienlebens" störte, war es ein Kummer wie über einen entlaufenen Sohn, den man mit viel Geduld und Ernst wieder in die ordentliche Kolonne des bürgerlichen Alltags zurückbringen mußte. Grau selbst hatte sich noch nie einen Rechenfehler zuschulden kommen lassen; wenn sich einer in die Bücher einschlich, so war es immer das unselige Werk wenig rechnungsbegeisterter Bureaukollegen.

Als Grau noch jung gewesen war — so unglaublich es bei ihm klingen mag, war er es doch einmal — hatte er sich vorübergehend in Fräulein Lotte verliebt, deren Eltern seine Wohnungsnachbarn waren. Fünfundzwanzig Jahre war das nun her. Lotte war ihm ebenfalls gewogen. Ein Rechenfehler hatte das aufglimmende Feuerchen erstickt. Das war an einem Weihnachtsabend gewesen. Fräulein Lotte hatte den jungen Buchhalter einen Zettel geschickt und ihn zum heiligen Abend in die Wohnung ihrer Eltern eingeladen. Grau war fest entschlossen, hinzugehen und sich an diesem Abend von Lottens Eltern die Hand der Tochter zu erbitten. Er freute sich auf die breite Behaglichkeit einer ruhigen Ehe. Da wurde am Morgen des 24. Dezember im Bureau ein Rechenfehler entdeckt und Grau nahm es auf sich, ihn zu finden. Er schleppte nach Bureauschluß die geliebten Bücher in seine Wohnung vertiefte sich gleich in die Arbeit und hatte es diesmal mit einem besonders störrischen verlorenen Sohn zu tun. Als er den mit Mühe Wiedergefundenen endlich beim Schopfe gepackt und wieder auf den ihm angemessenen Platz gebracht hatte, blickte er auf die Uhr. Es war Mitternacht. Bei Lottes Eltern war das Weihnachtsfest vorüber. Das gab Graus Leben entscheidende Wendung. Alle Entschuldigungen prallten an Lottes gereizte Verletztheit ab. Sie nahm einen anderen. Ein paar Wochen nach dem versäumten Weihnachtsabend zogen die Hochzeitsgäste laut und lachend an Graus Wohnungstür vorbei. Grau stutzte einen Augenblick, dann bereitete er sich wie gewöhnlich allein seinen Tee und redete sich ein, es könne auch ohne Frau ganz mollig sein.

In dieser eingebildeten frauenlosen Molligkeit verbrachte er weitere fünfundzwanzig Jahre seines Buchhalterlebens. Im letzten Jahre war Lottens Mann gestorben. Zwischen ihr und Grau herrschte nicht mehr der Ton der Feindschaft, man hatte sich beim gelegentlichen Zusammentreffen auf der Treppe wieder ein paar oberflächlich freundliche Worte gesagt. Grau hatte zur Geburt der fünf Kinder jedesmal pünktlich gratuliert und war sogar zur Hochzeit der beiden Töchter erschienen. Und Frau Lotte war es nicht unangenehm, ihn im Hause zu wissen, sie hatte in ihm einen Musterknaben, den sie ihrem Eheherrn bei allen schicklichen Gelegenheiten entgegenstellen konnte. „Siehst du, Grau hat mich heute noch gern! Aus lauter Verzweiflung über meinen Korb ist er Junggeselle geblieben. Nach mir liebt man keine andere! Und er hätte es auch nie gewagt, in solchem Ton wie du zu mir zu sprechen!" — Als sie Witwe geworden war und ihr Jüngster auch das Haus verließ, um draußen in der Welt selbständig zu werden, erinnerte sie sich lächelnd des stillen Herrn Grau. Und als der Witwenschleier fiel, trank er ein paarmal bei ihr Kaffee. Die Jahre hatten Frau Lotte verschwenderisch beschenkt, indem sie das Gewicht ihres schon in der Jugendmädchenzeit zur Molligkeit neigenden Körpers in freundlicher Geberlaune verdoppelt hatten, was Grau nicht hinderte, seine Lotte immer begehrenswert zu finden.

Fünfundzwanzig Jahre nach dem unseligen Weihnachtsabende, an dem er über einem Rechenfehler sein Herz vergessen hatte, kam Grau wieder mit Büchern unter dem Arme, die Treppe hinauf. Unter seiner Tür schimmerte etwas Weißes. Er bückte sich. Frau Lotte hatte einen Brief hineingeschoben, eine Einladung zum Weihnachtsabend, sie sei „so allein". Grau legte die Bücher auf den Tisch, sah auf die Uhr, wollte wieder nach den Büchern greifen, ließ aber. in Erinnerung an das Verhängnis vor fünfundzwanzig Jahren davon ab und machte umständlich Toilette. Dann überzeugte er sich davon, daß er immerhin noch eine halbe Stunde Zeit habe. Er wollte sie zu einer flüchtigen Durchsicht der Bücher verwenden. Um aber ja nicht noch einmal die alte Sünde zu begehen, stellte er seine Weckuhr auf. So, jetzt gab es kein Vergessen mehr! Ruhig vertiefte er sich in die Bücher.

Wie das Furchtbare dennoch geschehen konnte, wußte Grau sich nie zu erklären so sehr er sich auch bis an sein Lebensende den Kopf darüber zerbrach. Er versäumte zum zweitenmal den Weihnachtsabend bei Lotte. Hatte die Weckuhr nicht geläutet. oder hatte er in seinem Arbeitseifer nicht darauf gehört? Das konnte er nie feststellen. Aber als er mit einstündiger Verspätung zu Frau Lotte kam, saß da schon ein anderer Gast und hielt die Hände in den seinen. Grau schien ungelegen zu kommen, man tat überhaupt so, als wüßte man nichts davon, daß er eingeladen worden war. Frau Lotte schien also über einen zweiten Jugendfreund zu verfügen.

Ein Rechenfehler hatte zum zweitenmal — und diesmal endgültig — darüber entschieden, daß Grau Junggeselle zu bleiben habe und nur zur platonischen Ehe mit seinen geliebten Büchern bestimmt sei.

Wilhelmine Baltinester

„Erloschene Kerzen".

Skizze von W. Beroy.

„Kommt das Christkind dieses Jahr zu uns?" fragte die dünne Kinderstimme und die Augen des kleinen Mädchens schauen zu dem bärtigen Manne empor, dessen Antlitz sich verdüsterte.

„Es kommt nie mehr zu uns —" antwortete er dann mit harter Stimme. „Ist überhaupt ein Unsinn, es gibt ja gar kein Christkind!"

„Es gibt keines? Auch keinen Nikolaus?"

Da hob der Mann den Blick und schaute in die bittenden Augen seiner Frau.

„Es hat keinen Zweck, Lisa," sprach er dann und seine Stimme verlor an Härte. „Warum sollen wir dem Kind etwas vormachen? Ich bin seit nahezu einem Jahr ohne Arbeit, wir haben kein Geld zu Geschenken oder Spielsachen, am wenigsten zu einem Christbaum. Wir wollen keine Illusionen mehr in unsrem Mädel erwecken, es soll anders aufwachsen, als die vielen anderen, — denen das Leben einst Bitternisse ersparen wird."

Die stille, verhärmte Frau seufzte nur und senkte den Blick.

Die kleine Else aber sah von einem zum andern und wagte nicht mehr eine Frage zu stellen. Sie merkte wohl, wie traurig die Eltern geworden waren, wie so oft in der letzten Zeit.

— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Auf dem großen Platze der Stadt, inmitten der runden Rasenrabatte, hatte man einen riesigen Tanenbaum aufgestellt, und mit vielen elektrischen Kerzen versehen. Der Baum bildete eine schöne weihnachtliche Zierde inmitten des brandenden Verkehres.

Am Heiligabend, als Mitternacht nahte, ging ein einsamer Mann an dem Baum vorbei. Er hob seinen Blick, blieb stehen und schaute lange, lange in die hellen Kerzen. Der Verkehr am Platze war verstummt, hier und da erloschen die Baumkerzen hinter verhangenen Fenstern. Der einsame Mann vergrub seine Hände in dem eleganten Mantel.

„Auch noch einmal Weihnachten feiern können — wie schön wäre das — wie schön", murmelte er vor sich hin. Da gewahrte sein Blick plötzlich eine kleine Gestalt, die dicht vor dem Baum im Schnee kauerte. Ein Kind! Hier — allein — in der kalten Nacht! Der Mann eilte über die verschneite Rasenfläche und hob das Kind auf.

„Was tust du hier — Kleines?"

„Ich hab' den Christbaum gefragt — nach dem Christkind. Vater sagt, es gibt keines mehr — —"

„So, so. Und was hat dir der Baum geantwortet?"

„Er hat gesagt, daß es doch noch einmal zu mir kommt — —"

Der Mann stutzte, fühlte nach der heißen Stirn des Mädchens. Es fieberte! Rasch, fort von hier, in ein warmes Bett!

Er eilte nach seiner nahegelegenen Wohnung und bettete mit Hilfe seiner Wirtin die kleine Kranke.

Die gutmütige Wirtin entsann sich einiger Spielsachen, ihrer jetzt erwachsenen Kinder und eilte in die Bodenkammer, um die Puppen und anderen Spielereien zu holen, während Doktor Bender die Höhe des Fiebers maß.

„Es gibt wohl noch ein Christkind", murmelte er dabei versonnen, „es hat mir ja das Kleine da geschickt. Ich muß es retten — — —"

Die ganze Nacht saß Doktor Bender am Bett des Mädchens und betreute den Schlaf der Kranken.

Am Nachmittag des anderen Tages erschienen die besorgten Eltern, die nach ihrem Kinde geforscht hatten, und fanden es in der treuen Obhut des einsamen Arztes, der sie tröstete und die Hoffnung auf Heilung aussprach. Allerdings sei wohl schon seit längerer Zeit die Lunge angegriffen und es sei wohl nötig, daß das Kind den Winter im Süden verbringe.

Doktor Bender erbot sich, die Kleine mit nach Italien zu nehmen, er habe schon seit langem für sich eine längere Erholungsreise geplant, und es freue ihn, daß er sie nun nicht allein anzutreten brauchte. Eine Bezahlung lehnte er ab, er sah ja, daß der Mann da vor ihm zu einer solchen nicht fähig war. Nach und nach erfuhr er von den Eltern der Kleinen alles über den Notstand dieser drei Menschen, und er versprach, dem Manne einen Posten in seiner Klinik als Helfer zu verschaffen.

Da schlug das kranke Mädchen die Augen auf und schaute gerade in den Blick ihres bärtigen Vaters.

„Gelt — Papa —" lispelte sie und wies auf eine Puppe — „das Christkind ist doch gekommen?"

„Ja, mein Kleines — —" sprach der Bärtige, und ein warmer Blick traf den Arzt. „Es ist doch noch gekommen — — — — —"

Weihnachten bei den Eskimos.

Von Christian Leden.

Den 23. Dezember.

Ein schneidend kalter Tag. Um 5 Uhr morgens weckt mich Kallala, die Frau des Eskimos Kallaschak, die vorm Eingang meiner Schneehütte Feuer machte und Renntierfleisch zum Frühstück kocht.

Zur Feuerung benützt Kallala Heidekraut und Moos, mühsam unterm Schnee hervorgescharrt. Der Qualm zieht durch die Tür, wenn man das Loch in der Wand meines Schneehauses so nennen darf und beißt mich in die Augen. Mein Iglu steht zwischen den Schneehütten Kallaschaks und einer andern Eskimofamilie; unsere drei Behausungen haben nur einen gemeinsamen Eingang. Der lange, schmale Gang dient als Küche. Dort ist aus Schnee mit einem großen, flachen Stein obenauf, die Feuerstelle errichtet. Auch der Schornstein überm Dach ist aus Schnee.

Heidekraut und Moos geben mehr Rauch als Hitze, und es dauert zwei bis drei Stunden, bis der Fleischtopf zum Sieden kommt.

Heute wollen wir unser Lager etwa zwölf Kilometer weiter nach Süden verlegen und dort neue Schneehütten bauen. Weihnachten muß doch in einem saubern Heim festlich begangen werden! Steht solch ein Schneehaus einen Monat lang, dann sinkt es in sich zusammen und wird so niedrig, daß man kaum noch aufrecht darin stehen kann, und hat es vier Wochen hindurch einer Schar Eskimos als Wohnung gedient, so sieht es schmutzig und unordentlich aus. Der Schnee verwandelt sich außerdem während so langer Zeit in Eis, und damit wird die Kälte im Iglu unerträglich. Die Eskimos pflegen daher im Lauf des Winters mehrmals ihr Lager zu wechseln; nicht nur, weil sie dem Wild auf seinen Wanderzügen folgen müssen, sondern auch, um in neue saubere Schneehütten einzuziehen.

Unser gegenwärtiger Wohnplatz liegt am Ufer eines großen Sees im kanadischen Oedland westlich der Hudsonbucht. Die Weißen haben noch keine Kenntnis vom Vorhandensein dieses Sees, und er ist auf den Landkarten noch nicht eingezeichnet. Die Eskimos nennen ihn „Ummingmaltor", zu deutsch: „Das Gebiet, in dem die Moschusochsen hausen."

Hier lebte ich mit sieben Eskimofamilien. Sie lassen sich in ihren Gewohnheiten durch mich nicht im geringsten stören und hegen kein Mißtrauen gegen mein geheimnisvolles Tagebuch.

Der älteste und angesehenste meiner Nachbarn ist Metkrulilik, „Der Langhaarige". Er hat eine zahlreiche Familie mit Kindern, Schwiegersöhnen und Enkeln. Eine seiner Töchter hat gleich zwei Gatten; sie lebt mit ihren Männern Nagjuk und Kadjuk einträchtig und glücklich im Schneehaus ihres Vaters.

Unter andern wohnt hier auch ein junger Mann mit seinen beiden Frauen und Schwiegermüttern bei seiner Mutter. Ungestörter Friede herrscht zwischen dem Mann und den fünf Frauen.

Mein einstiger Reisegefährte Kallaschak und sein Weib Kallala mit ihren drei Kindern sind meine besten Freunde im Lager. Der vierjährige „Silkenek" (Sonne) macht seinem Vater Ehre; er ist wirklich ein süßer, sonniger Kerl. Kallaschak sieht seinen Sohn im Geist schon als großen Bärenjäger. Das siebenjährige Töchterchen heißt Puttugo; aber ich nenne sie „Najakulluga" (Schwesterlein), dafür ruft sie mich „Annikulluga" (mein Brüderlein).

Kallaschaks ältestes Kind ist ein Mädchen von sechzehn Jahren, das vor mehr als zehn Jahren erblindete. Sie ist vielleicht das klügste Geschöpf, dem ich im Land der Eskimos begegnet bin, aber der Verlust des Augenlichtes hat ihrem Wesen den Stempel der Traurigkeit aufgedrückt.

Kallaschak und die Seinen gehören zum Stamm der Netschillik, als aber vor Jahren das Kind erblindete, verließ er Freunde und Heimat. Das ungeschriebene Gesetz des Stammes der Netschillik bestimmt krüppelhaften oder blinden Kindern den Tod, damit sie nicht sich und den andern zur Last werden.

Kallaschak aber liebte seine Tochter zu sehr und fand das Herz nicht, ihr den Tod zu geben. Da er dem Gesetz seiner Väter Trotz bot, mußte er mit den Seinen die Heimat verlassen und sich einem andern Stamm anschließen, dessen Gesetze minder streng sind.

Kallaschak ist ein Riese mit Bärenmuskeln, 185 Zentimeter groß. Mit zwei erlegten Renntieren auf dem Rücken geht er 25 Kilometer weit zu Fuß. Oft verbringt er ein paar Tage ohne Speise und Schlaf auf der Jagd. Das betrachtet er nicht einmal als besondere Anstrengung, sondern so etwas erscheint ihm als das leichteste und natürlichste Ding von der Welt. Dieser derbe Riese ist zugleich der zärtlichste und fürsorglichste Familienvater, den ich je gesehen habe.

Kallaschak und ich wurden schnell Freunde, und bald stellte es sich auch heraus, daß wir gemeinsame Bekannte haben. Er und seine Frau hatten in ihrer frühen Jugend Roald Amundsen getroffen, als er mit der Gjöa-Expedition die Nordwestpassage durchsegelte. Die beiden jungen Leute hatten damals die Worte „Norge" und „Gjöa" sprechen gelernt und erinnern sich noch der Namen aller Begleiter Amundsens.

Kallaschak war besonders stolz darauf, daß seine Frau ein Paar Bärenfellhosen für Amundsen nähte, von dem er mit einer beinahe abergläubischen Scheu und Verehrung spricht. „Amussen ersumatta marrik illa", sagt er. Das heißt: Amundsen war ein großer Häuptling." —

Während wir in Metkruliliks Iglu beim Frühstück sitzen und halbgar gekochtes Renntierfleisch essen, stürzt Kallaschaks Töchterchen Puttugo mit der Nachricht herein, daß ihre große, blinde Schwester plötzlich wild geworden sei; sie schlage um sich und schreie, daß ihr, der Kleinen, ganz angst geworden sei. Die beiden Eltern springen auf und eilen zu der Kranken, die schon seit einigen Tagen an einer schweren Erkältung litt. Auch die anderen Eskimos unterbrechen ihre Mahlzeit und folgen den Eltern nach dem Iglu, in dem die Kranke liegt.

Als ich etwas später einen Besuch mache, ist schon der Angakok, „Der Gehörnte", am Krankenlager eingetroffen und ist im besten Zug mit der Ausübung seiner Zauberkünste. Er singt, tanzt, verrenkt die Gliedmaßen und hüpft mit tollen Sprüngen in der Hütte herum. Dabei stößt er sonderbare, schaurig heulende Laute aus, um die bösen Geister aus der besessenen Kranken auszutreiben.

So oft der Angakok eine kurze Pause macht hört man die Kranke schreien und wimmern. Vater Kallaschak macht mir ein Zeichen, mit ihm vor die Tür zu kommen. Draußen bittet er mich unter vier Augen, ich möchte doch versuchen, die Schmerzen der Kleinen zu stillen und ihr das Leben zu retten. „Ich weiß nicht, ob unser Angakok seiner Aufgabe gewachsen ist; aber du kannst ihr Leben retten, wenn du nur willst."

Ich gebe ihm einige Pillen gegen die Kopfschmerzen der Kranken und erkläre ihm, wie sie einzunehmen sind. Im Lauf des Tages kommt Kallaschak zu meiner Hütte, bedankt sich für die Medizin, die so schmerzstillend gewirkt hat, und bittet um weitere Pillen. Meine Lage ist schwierig: ich habe keine Medizin mehr, die ich der Kranken zu geben wage; falls sie stirbt, so wird sicher die Schuld auf mich fallen.

Das arme Mädchen ist krank geworden, gleich nachdem wir den Besuch eines Binneneskimos gehabt hatten, der auf dem Heimweg von einem mehrere hundert Kilometer entfernten Pelzhandelsplatz bei uns vorüberzog. Von dort brachte er rote Taschentücher, Glasperlen, Streichhölzer, Tee und Sirup mit. Er schenkte der Blinden ein rotes Schnupftuch und andere Kleinigkeiten aus den Schätzen des Pelzhändlers. Möglich, daß durch diese Gegenstände die Krankheitskeime übertragen wurden.

In Grönland sowohl als in Nordkanada habe ich mehrere Fälle beobachtet, in denen Eskimos, die sonst Krankheiten kaum vom Hörensagen kennen, nach der Ankunft von Schiffen oder nach dem Erwerb von Handelswaren der Weißen von schweren Erkältungen befallen wurden. Im Lande der Eskimos ist die Luft so rein, daß der Eingeborene fast keinen Krankheitskeim ausgesetzt ist. Um so geringer ist seine Widerstandskraft gegen Bakterien, die aus der zivilisierten Welt gelegentlich hier eingeschleppt werden. —

Die kleine Blinde liegt den ganzen Tag über in Fieberwahn. Von dem geplanten Umzug nach einem neuen Lagerplatz kann unter diesen Umständen keine Rede mehr sein.

Den 24. Dezember (Heiliger Abend).

Kallaschaks blinde Tochter starb heute früh. Der Angakok bürdet mir die Schuld auf. Das ganze Lager trauert um die Tote. Die Eltern und die kleine Puttugo sitzen mit rotgeweinten Augen in der alten Schneehütte. Der große, starke Bärenjäger schluchzt wie ein Kind. Der Anblick ist erschütternd.

Ich mache mich bereit zum sofortigen Aufbruch. Es ist das beste, was ich tun kann, die armen Menschen mit ihrem Schmerz allein zu lassen und sie in ihrer Trauer nicht zu stören.

Der starke Nagjuk und ich ziehen mit dem Hundeschlitten von dannen; wir wenden uns westlich nach einem ungefähr 25 Kilometer entfernten Eskimolager.

Die vielen Renntiere, die uns unterwegs vor die Büchsen laufen, lassen wir unbehelligt. Wir haben ja Renntierfleisch in Fülle, und ich will am Weihnachtsabend auch den Frieden der Tiere nicht stören.

Spätnachmittags erreichen wir die Schneehütte Poppiks und Anguttiks. Erst lange nach Einbruch der Dunkelheit ist mein neues Schneehaus fertig. Da steht es nun, leuchtend weiß und rein, strahlend von funkelnden Eiskristallen. Ein paar Talglichter werden hervorgekramt, die ich seit mehr als zweieinhalb Jahren für diese Gelegenheit aufbewahrt habe, für das dritte und letzte Weihnachtsfest, das ich im Lande der Eskimos verbringen will.

Ich stecke die Lichter in den Schnee zur Seite meines Schlafsackes und zünde sie an. Heute hat der Specksteinleuchter Urlaub, und der Walfischtran wird gespart. Aber mit dem letzten Rest Petroleum koche ich über der Primuslampe Tee und bereite die Weihnachtsgrütze aus Reis, Rosinen, Zucker und Trockenmilch, den letzten Ueberbleibseln meiner europäischen Speisevorräte. All die Zeit hindurch habe ich jede Versuchung von mir gewiesen, um zur letzten Weihnacht unter den Eskimos diese Dinge genießen zu können.

Poppik und Anguttik mit Frauen und Kindern sind eingeladen, den Weihnachtsschmaus zu kosten. Bis tief in die Nacht sitzen wir plaudernd in meinem Schneehaus.

Ich versuche Ihnen das Evangelium in ihrer Sprache zu erzählen, und erkläre ihnen, daß Weihnachten unter den Weißen das Fest des Friedens und der Versöhnung ist. „Allianak!" sagen die Eskimos beifällig. „Koviarsukpunga!" (Das freut uns!)

Als ich mit meiner Erzählung zu Ende bin, bemerkt Poppik, den weißen Menschen tue es wohl not, das Weihnachtsfest zu feiern und daran zu denken, daß sie brüderlich zusammenleben sollten, statt in den Krieg zu ziehen und einander zu töten.

Diese „Wilden" bitten mich zum Schluß, die „Kablunait" (Weißen Menschen) zu grüßen und ihnen zu sagen, wie gern die Eskimos hören würden, daß die Weißen wirklich Frieden geschlossen hätten und sich nicht mehr wie Hunde zerfleischten.

Die Mettensau.

Ein altbayrisches Weihnachtssymbol.

So alt wie die bajuwarische Volksfrömmigkeit mit ihrer Mystik und Kenntnis geheimster Dinge des Jenseits ist das Trachten dieses fröhlichen Menschenschlags, überm Heil der Seele die leibliche Wohlfahrt nicht zu vergessen. Erfinderisch rumoren in den Seelen und Köpfen dieser einfachen Leute die Vorstellungen, wie sich mit bäuerlichem Wohlstand zur Ehre Gottes und seiner lieben Heiligen am besten renommieren läßt. Es gibt kaum etwas Köstlicheres als die kraftvoll geballte List, mit der hier Leib und Seele, Zeitliches und Ewiges, Himmlisches und Höllisches zu sanfter Harmonie vereinigt wird.

Uralt und ehrwürdig sind die weihnachtlichen Volksbräuche, die um die Zeit vom ersten Advent bis zum Dreikönigstag üblich sind. Kein Weg ist zu weit ins kerzenbeleuchtete „Engelamt", auf daß die Gnade der heiligen Stunde niemand versäume. Ein Erlebnis ist die Christnacht auf dem Lande. So ganz vom Jenseits her wirkt dieses Fest auf das bäuerliche Gemüt, daß der brennende Wachsstock oder das Kripplein mit seinen buntbekleideten Figuren um vieles begehrter ist als der Christbaum, der bis heute im Hause eines altbayrischen Bauern keine rechte Rolle spielt.

Eins aber verrät Gedanken an das Irdische beim Weihnachtsfest des Altbayern: Der herrliche Augenblick, da der lang gemästeten Mettensau das Messer an die Gurgel fährt. Josef Schlicht hat vor mehr als 50 Jahren die Weihnachtssymbolik der Mettensau in „Bayrisch Land und Volk" gar anmutig geschildert. Halb und Halb kein Wunder, sagt er, wenn „der Weihnachter" der Brennpunkt der ganzen Familie ist, ist er doch der goldene Born, aus welchem die Weihnachtstafelfreuden alle quellen: die Mettenblunze, der Speck, die Brühsuppe, die Leber- und Röselwürste, der duftende Braten. Der Weihnachter zeigt ebenfalls untrüglich den Grad des Wohlstandes an. Wiegt die Sau zwei Zentner, so verrät sie den Großhof, mit anderthalb Zentnern den Mittelbauern; aber selbst das bayrische Tagwerkerhäusl hat seinen Weihnachter mit einem Zentnerfackerl. Vielfach sticht der Bauer mit höchsteigener Hand die Mettensau. Oft macht auch der Metzger die Runde im Dorf und auf den Einöden. So hört man die halbe Christabendwoche die verschiedenen großen und kleinen Weihnachter ihren „Schwanengesang" anstimmen. Schon der Metzeltag selbst, falls er nicht etwa ein rotes Abstinenzkreuzlein trägt, führt einen wichtigen Leibschmaus mit sich: die sogenannte „Pritschsuppn". Sie stammt vom Abbrühen der Würste und gilt als Leckerbissen, wenn vom Wurstestock noch ein erklecklicher Fleischrest in den Kessel abfällt, und ganz besonders, wenn etliche Leberwürste bersten und ins Wasser rinnen. Fehlte die Pritschsuppe, käme der ganze Bauernhof in Aufstand. Eine besondere Freude macht den bayrischen Buben die „Saublattern", wie sie auf gut ländlich die Schweinsblase nennen. Schon stehen sie mit dem Federkiel bereit, üben an dem Ding die Lunge und blasen sie um die Wette auf. Mittlerweile tritt der Oberknecht in ihren Kreis ein und bläst auch mit, und möglicherweise tuts der Bauer in höchsteigener Person, umschnürt zuletzt den Hals der Blase und hängt sie an die Ofenstange. Es bedarf eines väterlichen Gnadenwortes, wenn die Buben mit ihr noch Fangball spielen wollen. Die Schweinsblase ist nämlich, — ehedem wie heute — ein Wertstück im bayrischen Bauernhaus. Sie nimmt die silbernen Barschätze oder den selbstgeriebenen Schnupftabak auf.

Viel kräftige Späße erlaubte man sich früher mit der noch lebenden Mettensau. Sie heimlich aus dem Stall zu holen, reizte manchen, der sich nicht aus eigenem Wohlstand ein Schlachtfest leisten konnte. Darum war der Bauer in jenen kritischen Nächten, die dem heiligen Abend voran gingen, wohl auf der Hut. Gegen den Diebshumor führte er den Bauernhumor ins Treffen. In der Praxis zeigte sich dann wer der Schlauere war. Mancher Bauer legte sich frischweg in den Stall und teilte mit dem Weihnachter das Nachtquartier.

In unseren Zeiten sind alle diese Scherze riskanter und damit seltener geworden. Aber nach wie vor stirbt zwei bis drei Tage vor dem Fest der Weihnachter — die seit Wochen mit Verschwendung gefütterte Mettensau.

Weihnachten an Bord

An der Scharnhorstbrücke in Kiel, draußen beim Wieker Hafen, liegen die Schiffe vertäut, eisiger Wind fegt über die Föhrde und wirft kleine weiße Schaumkronen auf; langsam sinkt der Abend über Stadt und Land, Leuchttonnen blitzen übers Wasser, und die Lichter der Stadt grüßen herüber. Fernes Glockenläuten kündet feierlich den Heiligen Abend.

In der Torpedokasematte des Linienschiffs ist die Besatzung versammelt, Flaggen bedecken die nüchtern grauen Stahlwände, nur verschwiegen blinken im Hintergrund die Bronzeköpfe der Torpedos aus dem Dunkel, ein strahlender Lichterbaum malt hellen Glanz auf die Gesichter der Leute. Heute sind sie alle versammelt mit ihren Angehörigen, Offiziere, Deckoffiziere, Unteroffiziere und Mannschaften; eine große Familie ist es, die den Worten des Pfarrers lauscht, der vor dem kleinen Altar stehend die Weihnachtsgeschichte verliest. Das Eiserne Kreuz schmückt den schlichten schwarzen Rock, alle wissen es: dieser hat im Donner der Skagerakschlacht in der Batterie gestanden, und, selbst schwer verwundet, noch Worte des Trostes für seine sterbenden Kameraden gefunden, damals, als der Schlachtkreuzer im Stahlhagel beinahe verloren ging. —

„Es ist ein Ros' entsprungen", klingt es durch den niederen Raum; alle singen mit, nur Klaus Martens schweigt beharrlich. Es ist aber auch zu ärgerlich: so war sie nun, die blonde Gesine; immer redete sie davon, wie schön sie doch Weihnachten zusammen bei ihren Eltern verbringen könnten, und nun vergaß sie ganz, ihn einzuladen! Es war schon ein Kreuz mit den Deerns! Da hatte er zornig für einen anderen die Mittelwache übernommen, damit der auf Urlaub fahren konnte.

„Minsch, sing doch mit!" flüsterte eine Stimme neben ihm, und Klaus überwand seinen Aerger und brummte halb unwillig die alte Melodie mit. Nur die anderen nicht merken lassen, wie doll er sich boste! Zu Hause hatten sie es auch immer gesungen, das Lied. Und dann hatte der Vater die alte Familienbibel genommen und langsam vorgelesen, und die jüngeren Geschwister hatten gar nicht mehr aufmerksam zugehört, sonder immer nur auf den Gabentisch geschaut, und ihre Augen hatten gestrahlt wie die Kerzen am Weihnachtsbaum!

„Pfeif ab!!! Mützen auf!"

Der schrille Pfiff weckt den Matrosen aus seinen Träumereien, langsam verläßt er mit den Kameraden die Kasematte und geht nach vorne unter die Back, wo die Bäumchen brennen auf den langen, weißgescheuerten Tischen und die bunten Transparente mit Sprüchen und Begebenheiten aus dem verflossenen Dienstjahr überall hervorleuchten. Dampfender, süßer Punsch steht umher, alle sitzen gemütlich auf den Bänken und sehen den Offizieren und ihren Frauen zu, die hinter dem Kommandanten die Wohnräume abschreiten und allen „Fröhliche Weihnachten" wünschen. Irgendwo hat einer sein „Schifferklavier", die Ziehharmonika, hervorgeholt und spielt Weihnachtslieder. Die Leutnants sitzen bei ihren Divisionen zusammen und feiern mit, Zigarettenrauch zieht in blaudunstigen Wolken unter Deck hin, es riecht nach Wachslichtern, Tannennadeln und Gebäck. Der Wohndeckswachthabende geht durch die Decks, heute klingt sein: „Die nächsten Nummern Hafenposten sich klarmachen" gar nicht so barsch und laut wie sonst!



Unten im Heizerwohnraum haben die Leute einen richtigen Wasserfall aufgebaut, mit Mühlen und Wehren. Kleine Schwäne schwimmen auf einem niedlichen Teich, ein Linienschiffsmodell mit dem Wappen des eigenen Schiffes fährt knatternd umher. An einer anderen Stelle haben die Mechanikersgasten einen schweren Turm konstruiert, der, als der Kommandant vorüberkommt, sich dreht, die langen Rohre hebt und feuert, beide Rohre zugleich natürlich:

„Rohrkupplung, Herr Kapitän!" erläutert stolz der älteste Gast.

Draußen heult, als die letzten Weihnachtsgäste das Schiff verlassen, der Ostwind über die Föhrde, niedere Wolken stürmen dicht über die Stadt, der wachhabende Offizier, in den Wachmantel gehüllt, die Hände tief in den Taschen, den Kragen hochgeschlagen, ruft den Läufer:

„So, heute ist's erlaubt, eile in die Kombüse, Mensch, und sieh mal zu, ob der Schmudt nicht einen extra Punsch für die Wache hat, so mit Nelken, Zimmt und nicht zu viel Wasser, wie sich's gehört! Und die Zigaretten stehen auf meinem Schreibtisch!"

Grinsend eilt der Rekrut davon. Bei dieser Kälte kann man gut etwas Warmes vertragen!

Oben in der Offiziersmesse sitzen die wenigen Junggesellen um den kleinen Baum, das elektrische Licht ist ausgedreht und die Kerzen werfen flackernden Schein auf die Gesichter. Irgendeiner erzählt von Weihnachten, wie sie's feierten im Kriege, auf schlingerndem Torpedoboot in der winterlichen Nordsee auf Vorposten!

„Das war eine Nacht! Stichdunkel, kein Stern zu sehen und die helle See zischte über die Brücke! Na, wir hatten für das ganze Boot mit vieler Mühe Gänse besorgt — es war noch im zweiten Kriegsjahr, und der Wachleutnant stammte da hinten irgendwo aus Pommern. — Wir saßen also in der Messe und warteten. Dicht bei Helgoland konnte ja wirklich nicht viel los sein, und die Engländer saßen ihrerseits bestimmt hinter ihrem Truthahn und Plumpudding, und schließlich kommt die Bescherung herein: wißt Ihr, wie der Schmudt die Bescherung gebraten hatte? Quer durchgeteilt hatte er die Adler, richtig quer statt längs, wir haben uns gebogen vor Lachen! Aber schön war's doch, na, prost, Ihr Guten!" —

Einsam stakt der Posten vorm Schiff auf der Pier und zählt die Viertelstunden bis zu seiner Ablösung. Was mag nur die Kleine dort drüben wollen, die so beharrlich zum Schiff hinübersieht und sich scheinbar nicht herantraut? Niedlich sieht sie aus in ihrem Pelz und der schwarzen Kappe, jedesmal, wenn sie ins Licht der Laterne kommt, sieht der Matrose hin, und schließlich faßt er sich ein Herz und geht mit schweren Schritten auf sie zu: „Suchen Sie jemand, Fräulein? Wollen Sie aufs Schiff? Heute ist es erlaubt!" Blaue Augen unter blondem Gelock blitzen den Mann an: „Ach, können Sie nicht mal den Herrn Martens rufen, Klaus Martens von der zweiten Division?"

Der Posten macht eine großartige Handbewegung:

„Das woll'n wir gleich haben! Läuferrrr!"

Der Rekrut beugt sich neugierig über die Reeling: „Was ist los?"

„Hol mal eben den Martens von der zweiten Division, aber schnell, eine Dame wartet auf ihn!"

Gleich darauf erscheint der Matrose und sieht erstaunt auf das Mädchen, das ein wenig verlegen vor ihm steht:

„Aber, Klaus, was machst du denn für ein Gesicht? Freu' dich doch ein bißchen, ich will dich doch mitnehmen nach Hause, wir warten alle schon auf dich! Und sieh mal, dies hab' ich dir mitgebracht, ich wollte es dir vor den anderen nicht geben."

Der verdutzte Matrose fühlt sich plötzlich bei der Hand gefaßt und sieht, wie eine schlanke, kleine Mädchenhand einen silbernen Ring auf seinen Finger streift.

„Friesisches Filigran, Klaus, du mochtest es doch so gern!" sagt sie und sieht ihn erwartungsvoll an.

Da beugt er sich gerührt nieder und küßt die Kleine, unbekümmert auf Laterne, Posten und den wachhabenden Leutnant mitten auf den Mund:

„Wart' einen Augenblick, ich muß mir eben noch eine Vertretung für die Mittelwache besorgen, dann komme ich gleich!"

Mit einem glücklichen Seufzer sieht sie ihm nach, wie er schleunigst über das Fallreep verschwindet. In der Ferne läuten wieder die Weihnachtsglocken, und aus dem Deck schallt es herauf; ungeübte Männerstimmen singen, und die Ziehharmonika spielt die Weise mit:

„O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit . . ."

Kapitän **Fritz Otto Busch.**

Pappi wünscht sich einen Buddha . . .

Von **Gustav Hugo.**

Die Ehepaare Löblein und Regenfuß, Bodewald und Tilly Löblein, Emmerich und Mieken Regenfuß, kamen am triefnassen „goldenen Sonntag" auch an einem schlechterleuchteten Laden vorbei, dessen Schaufenster vollgestopft war mit dem unwahrscheinlichsten Gerümpel. Das Antiquitätengeschäft des Herrn J. Kohen. Die Ehepaare, müde und kaffeedurstig, schritten vorbei, als sich Bodewald plötzlich umdrehte und zu dem Laden zurückging. Er beugte sich vor, betrachtete verzückt eine bronzene Figur.

„Was gibt's denn dort zu sehen?" rief Tilly, seine Frau, und trat von einem Fuß auf den anderen.

„Du gestattest doch, daß ich mir auch etwas ansehe, wie?" fragte Bodewald gekränkt, „übrigens, dieser Buddha: einfach wundervoll. Herrlich!"

Die drei kamen heran und besahen sich den Buddha mißtrauisch.

„Er hat so einen dicken Bauch." sagte Tilly verächtlich, „und wozu ist überhaupt so ein Ding?"

Aber Bodewald sah, wie Tilly sich verstohlen die Hausnummer und das Ladenschild besah, und er war befriedigt.

Dann gingen sie ins Kaffeehaus, wo Bodewald sehr viel und sehr langweilig über Buddhas und Wischnus und Schiwas und Brahmas sprach, obwohl ihm niemand zuhörte.

*

Und am Montag ging Herr Bodewald zu Herrn J. Kohen.

„Hören Sie," sagte er, „in den nächsten Tagen wird eine Dame kommen und nach dem Preis des Buddhas fragen, der da vorn im Schaufenster steht. Was werden Sie sagen?"

„Dreihundertdreißig Mark."

„Alle Achtung! Aber das macht nichts. Er ist das Geld wohl wert. Hier haben Sie dreihundert Mark. Verstehen Sie? Wenn die Dame kommt, sagen Sie einfach: dreißig Mark. Nämlich meine Frau versteht nichts von solchen Dingen, und dreihundert Mark sind ihr bestimmt zuviel. Aber packen Sie ihn nur vorsichtig ein. Dann fragen Sie die Dame, wohin Sie die Figur schicken sollen, und wenn sie sagt: Gartenallee 27, dann ist alles allright. Sie begreifen? Es handelt sich darum, daß meine Frau . . ."

Herr J. Kohen winkte ab. Er begriff schon längst. Er war ja nicht auf den Kopf gefallen.

Bodewald ging nach Hause mit dem angenehmen Gefühl, eine schwierige Sache trefflich gelöst zu haben.

*

So kam der heilige Abend.

Bodewald ging im Korridor auf und ab. Noch Sekunden, dann würde er den Buddha in der Hand halten, würde die kühle Bronze zwischen seinen Fingern fühlen. Wenn er so breit und weise auf dem Bücherschrank sitzen würde . . . Ha, Regenfuß würde platzen vor Neid!

„Herrrrrein, Pappi," schrie Tilly, und Bodewald stieß die Tür auf.

Mit einem Blick übersah er den Tisch und sein Gesicht wurde beängstigend lang.

Alles was er sich gewünscht hatte, lag da, aber . . . wo war der Buddha?

Bodewald blickte mit der Verzweiflung eines Ertrinkenden auf den Bücherschrank — — auch dort keine Spur von einem Buddha!

Da — — zwischen den Krawatten — was war das? Er trat heran und zog ein winziges Figürchen aus Porzellan hervor: ein lächerliches Abbild, eine Karikatur von einem Buddha, ein klägliches Schattenbild aus dem Fünfzigpfennigbazar.

Tilly legte ihre Arme um seinen Hals.

„Nicht böse sein, Pappi, ich wollte dir wirklich diesen dicken Onkel kaufen, aber als ich hinkam, war er schon verkauft. Nicht böse sein, nein?"

Bodewald sprach nichts mehr. Er wandelte wie im Traum. Wie, bei allen Göttern, war so etwas möglich? Hatte ihn der alte Kohen etwa betrogen?

Er grübelte und grübelte, während Tilly die Lederjacke und die Ballschuhe anprobierte. — Plötzlich klingelte es. Das Dienstmädchen von Regenfuß. Die Herrschaften möchten herüberkommen. Sie gingen also hinüber.

Mieken schwang eine Mandoline über ihrem Haupt, in der Ecke stand ein titanischer Schrankkoffer. Der Baum brannte und duftete, und das Ehepaar Löblein bewunderte alles gebührend, wenn sich auch Bodewalds Herz vor Schmerz um den geliebten Buddha krümmte. — Da kam Regenfuß herein.

In seinen Armen hielt er, wie ein Wickelkind, zärtlich umschlungen (Bodewald drohte der Schlag zu treffen!) den Buddha, jenen gewissen, ganz bestimmten Buddha!

„Sehen Sie mal, was ich für eine ausgezeichnete Frau habe," sagte Regenfuß, „erinnern Sie sich noch an jenen wunderbaren Buddha von damals, als wir spazierengingen? Das ist er! Entzückend, wie? Der kommt auf meine Bibliothek! Den Uhu haben sowieso schon die Motten zerfressen . . ."

Bodewald setzte sich betäubt und vollkommen fassungslos auf den Diwan.

„Wie er sich mit dem alten Brahmaputrag freut," sagte ihm Frau Regenfuß leise, „und der ganze Schmarren war so furchtbar billig! Was schätzen Sie, was er gekostet hat? Sie werden es nie erraten!"

„Dreißig Mark," röchelte Bodewald und versetzte sich sieben ausdrucksvolle Maulschellen. — Aber nur in Gedanken.

Fritzchens Reise zum Mond

oder das Flugzeug, das man nicht zerbrechen durfte.

Onkel Theodor war ein guter Onkel und ein feiner Kerl, aber das eine muß man schon sagen: Onkel Theodor hatte ein Steckenpferd. Onkel Theodor wollte immer Stein und Bein darauf schwören, daß die Sachen, die er hatte oder kaufte besonders gut und besonders schön wären, so gut und so schön, daß es eine Sünde sei, sie zu beschädigen oder gar zu zerbrechen. Onkel



Theodor strahlte vor Stolz, wenn er erzählte, daß die Hose, die er anhatte, schon 20 Jahre alt und noch immer „wie neu“ war und er pflegte von Leuten, denen er etwas schenkte, zu fordern, daß sie sein Geschenk ebenfalls 20 Jahre lang bewahrten, so daß es nach diesen 20 Jahren auch noch „wie neu“ aussah.

Als Onkel Theodor am Heiligen Abend einen umfangreichen Gegenstand aus einem großen Stück Seidenpapier wickelte, überreichte er ihn Fritzchen mit folgenden Worten: „Sieh da, mein Junge, ich habe dir etwas mitgebracht, wie es vor dir noch kein Junge bekommen hat. Wie die siehst, ist es ein Flugzeug und ich habe mir sagen lassen, daß es das beste Flugzeug ist, das es überhaupt gibt — — —“

Onkel Theodor legte seine Stirn in krause Falten und fuhr fort: „— — — wenn es ein schlechtes Flugzeug wäre, würde ich sagen, spiel damit und mach es kaput, es ist nicht schade darum. Aber es ist, wie ich schon sagte, ein besonders gutes Flugzeug und da wäre es jammerschade und da würde ich sehr böse werden, wenn du es zerbrechen würdest. Wenn ich im nächsten Jahr wieder zu euch komme, wirst du es mir zeigen und ich werde sehen, daß es noch wie neu ist. Nicht wahr, mein Junge, das willst du mir versprechen?“

Und Fritzchen versprach es, weil Onkel Theodor so ein strenges Gesicht machte.

Das Ende vom Lied war, daß Fritzchen mit seinem Flugzeug so umging, als wäre es ein rohes Ei. Die anderen Geschwister durften mit ihren Sachen nach Herzenslust spielen, Fritzchen tat es nicht. Man kann mit einem Flugzeug nur so spielen, daß man es fliegen läßt und wenn ein Flugzeug fliegt, kann es zerbrechen, als passiert sogar den großen Flugzeugen, wie sollte es den kleinen nicht auch passieren.

Der heilige Abend verlief aber doch sehr schön. Es gab ja nicht nur das Flugzeug, es gab ja auch andere Dinge und es gab ein herrliches Essen und man durfte länger aufbleiben, kein Wunder, daß Fritzchen etwas müde war und sehr schnell einschlief, nachdem er noch einen Blick auf das Flugzeug geworfen hatte, das neben seinem Bett auf einem Stuhl stand.

Aber er hatte noch nicht lange geschlafen, da weckte ihn das Licht eines Scheinwerfers, das durchs Fenster fiel und eine Stimme rief: Beeile dich, Fritzchen, in fünf Minuten mußt du starten. Da blieb ihm also nichts anderes übrig, als aufzustehen, obwohl er noch sehr, sehr müde war, und dann kletterte er auf den Führersitz seines Flugzeugs und schnallte sich darin fest. Der Motor sprang an, der Propeller wirbelte herum und Fritzchen hatte gerade noch Zeit, daran zu denken, daß er das Flugzeug nicht zerbrechen dürfe. Dann gab es auch schon einen Ruck, er riß am Höhensteuer und flog geradeaus durch das Fenster, ein Glück, daß er mit den Flügeln niegendswo angestoßen hatte — — —



Das Fliegen ist eine reine Lust, nur wenn man fürchten muß, daß der Onkel Theodor schimpft, wenn das Flugzeug zerbricht, klopft einem das Herz so, wie wenn man in der Schule aufgerufen wird und doch nichts gelernt hatte. Fritzchen kam mit Zittern und Beben über die Baumwipfel auf der Straße und dann war auch gleich der nahe Kirchturm da, der wollte geradewegs in das Flugzeug rennen und man mußte sich sehr ins Steuer legen, um nicht daran zu stoßen. Nicht das Fritzchen Angst gehabt hätte, oh, das kannte er gar nicht, aber Onkel Theodor würde schrecklich wütend sein, wenn dem Flugzeug etwas passiert wäre — — —

Nun lag aber der Kirchturm schon weit unter ihm, eine Weile lang ging alles herrlich, es war nichts da, woran man anstoßen konnte. Nur die Wolken, freilich die Wolken — — — die sahen von unten weich wie Watte aus, so daß sie ganz ungefährlich schienen, aber hier oben waren es richtige Gebirge aus Eis und Stein, wenn es dagegen anging, machte Onkel Theodor übers Jahr ein langes Gesicht. Fritzchen hatte richtigen Angstschweiß auf der Stirne.

Da fiel das Licht des Scheinwerfers, das ihn aufgeweckt hatte, durch ein Loch in den Wolken, es schien ihm den Weg zu weisen, Fritzchen steuerte auf das Loch zu und flog sicher durch das Wolkengebirge, so daß ihm gar nichts geschah. Und als er hindurch war, sah er den Scheinwerfer groß und blank und rund vor sich, das war wohl gar kein Scheinwerfer, das war überhaupt der Mond, der jetzt schon ganz nahe sein mußte.

Fritzchen hatte einmal ein Buch gelesen von einer Reise zum Mond, es mußte schön und herrlich da oben sein, dahin zu fliegen, war eine Wonne. Er hätte nicht gezögert, es zu tun. Aber



der Mond, der war wohl ganz aus weißem Marmor gemacht und weißer Marmor war hart, daran mußte das Flugzeug zerbrechen und Onkel Theodor — — es war gar nicht auszudenken, was Onkel Theodor dann sagen würde. Fritzchen drückte also lieber auf sein Steuer, er wollte wieder zur Erde herab und nach Hause fliegen, wo das Flugzeug nicht zerbrechen konnte.

Nur ging das leider nicht. Das Flugzeug wollte und wollte nicht herunterkommen. Es stieg immer höher, Fritzchen mochte sich noch so sehr bemühen, es gehorchte ihm einfach nicht mehr, es wollte wohl zum Mond. Der Mond wurde immer größer und



größer, er war so hell, daß Fritzchen die Augen wehe taten, er sah schon ganz deutlich die spitzen Berge, an denen das Flugzeug zerbrechen mußte.

Jetzt war der Mond ganz nahe. Fritzchen schloß die Augen. Er wollte Onkel Theodor inständig um Verzeihung bitten. Ich werde es nie wieder tun — — jammerte er. Aber er hörte dennoch die Stimme des Onkels in seinen Ohren:

„Nicht wahr, du wirst es nicht zerbrechen — — —!“

Nein, nein, er wollte es nicht zerbrechen, aber es ging wohl nicht anders, der Mond war jetzt schon ganz nahe, jetzt, jetzt mußte er mit ihm zusammenstoßen — — —

Es gab einen furchtbaren Schmerz an seiner Stirne.

Als er die Augen öffnete, sah er, daß der Mond das Gesicht von Onkel Theodor hatte. An der Stirn hatte er eine Beule und Fritzchen selbst fühlte auch, daß ihm eine wuchs.

„Nur nicht so heftig, mein Junge,“ sagte der Onkel, „ich wollte nur sehen, ob du dein Flugzeug gut versorgt hast, da rennst du mir gleich mit deinem harten Schädel wider die Stirne. Aber ich bin dir nicht böse. Ich sehe, du hast das Flugzeug wohl versorgt.“

Wahrhaftig, das Flugzeug stand wohlbehalten auf dem Stuhl neben Fritzchens Bett. Es mußte wohl ein Wunder geschehen sein, weil sie beide wieder so heil auf der Erde waren.

Denn ein ganz gewöhnlicher Traum konnte das natürlich nicht gewesen sein.

Warum es immer zu Weihnachten schneit

Ein Märchen von Lili Put.

Vor vielen tausend Jahren gab es auf der Erde ein Land, in dem man keinen Schnee kannte. Im Sommer war der Himmel strahlend blau und die Sonne vergoldete Wälder und Felder, Menschen und Städte mit ihrem Glanz. Nur des Nachts fiel manchmal ein wenig Regen. Im Winter aber war es garstig im Lande Irgendwo. Da pfiff der Sturm um die Straßenecken, entwurzelte Bäume und legte sie quer über die Wege, trocknete den Boden aus und bedeckte die Flüsse mit einer dicken Eisschicht. Die Bäume ächzten im Wind vor Kälte, die Vögelchen pipsten vor Hunger und Frost und auch die Menschen jagten nur scheu über die Straßen, weil sie so froren im Winde.

Im Himmel bei den Englein aber ging es lustig zu. Die spielten auf den dicken, weißen und grauen Wolken und vergnügten sich damit, sich gegenseitig mit kleinen Wolkenzipfelchen zu werfen. Ein kleines Engelchen nur saß einsam auf einer Wolke. Ihm machte es keine Freude zu spielen; denn es hatte eine unsagbare Sehnsucht nach der Erde und ihren Menschen. Es saß auf seiner Wolke, baumelte mit seinen Beinchen und hielt in der Hand ein Sternchen, um besser in die Welt hinaussehen zu können. Da sah es an einem besonders kalten Wintertag, daß alle Menschen durch die Straßen jagten, in dicke Mäntel gehüllt und hörte, wie die Tiere schrien vor Kälte. Engelchen sann auf einen Rat, ihnen zu helfen. Das kleine Sternchen hatte schon viel andere Engelein gefragt, was man wohl tun könne, um den armen Menschen zu helfen, aber niemand wußte Rat. Da kam ihm ein rettender Gedanke.

Engelchen hatte eine so schöne warme Schneewolke als Zudecke für die kalten Nächte dort oben im Himmel. Die wollte es einfach entzwei machen, und alle Schneeflocken, Federn auf die Erde ausschütten, damit auch die Menschen nicht mehr so frören, und die Bäume nicht mehr so ächzten vor Frost.

Ritsch-ratsch — Engelchen machte einen großen Riß in die Wolke, und ehe es sich versah, trudelten all die kleinen Schneeflocken herab zur Erde. Aber was nun? Nur ein ganz winziges Teilchen der Erde war von Schnee bedeckt und — Engelchen hatte auf einmal kein Bettchen mehr. Da ging es zu Petrus und erzählte ihm von seinem Plan, den Menschen zu helfen. Und weil Petrus das kleine Engelchen leid tat, nahm er es mit sich und zeigte auf ein riesengroßes Schneebettchen:

„Ich sehe, du möchtest den Menschen gern helfen, paß mal auf. Hier ist ein riesengroßes Bettchen. Nimm es mit auf deine graue Wolke und schenke es den Menschen als Schnee. Nur mußt du sparsam sein, denn in jedem Jahr bekommst du für den ganzen Winter nur ein solch großes Schneebettchen von mir. Zum Schlafen für dich habe ich schon eine neue Zudecke auf deine Wolke geschickt.“

Strahlend ging Engelchen wieder zu seiner Wolke. Es hielt das große Schneebettchen an einem Zipfelchen fest, denn es war viel zu groß, als daß ein Engelchen es hätte tragen können. In der anderen Hand aber trug Engelchen immer noch seine Sternchenlampe, und so hopste es von einer Wolke zur anderen, bis es bei seiner grauen Wolke angelangt war.

An Winterabenden, wenn es schon recht kalt wird, werdet ihr über eurem Köpfchen meist ein besonders helles Sternchen sehen. Dort sitzt das Engelchen mit seinem Sternchen und schaut auf die Erde, ob es wohl schon kalt genug sei, damit es schneien müsse. Und wenn es wirklich schon kalt genug ist, dann geht's wieder los ritsch-ratsch und husch — fliegen alle Schneefedern auf die Erde, solange, bis das Engelchen sein Schneebettchen wieder zumacht. Denn es muß sparen mit seinen Flocken, sonst reicht es nicht den ganzen Winter.

Wenn es Engelchen nicht gerade vergißt, läßt es immer zu Weihnachten schneien, damit die Erde dann besonders hübsch aussieht. Und findet ihr nicht auch, daß die Baumäste unter ihren Schneemützen ganz lustig hervorgucken, und die Türme an den Häusern aussehen, als hätten sie sich eine schiefe Zipfelmütze aufgesetzt?

Zeitvertreib für die Weihnachtsabende.

Wenn an den Feiertagen abends der Christbaum brennt und ein paar Spielgefährten bei euch sitzen, wollt ihr natürlich einmal etwas Neues spielen. Ich will euch allen einiges verraten,

Zwei Pfänderspiele,

die recht lustig sind. Alle Spieler sitzen um einen Tisch versammelt und jeder hat einen kleinen Löffel in der Hand. Mutti gab euch vorher einen flachen Teller, auf dem ein Sandhäufchen liegt. In diesen Sandberg steckt ihr einen Bleistift. Jeder Spieler nimmt nun der Reihe nach einen Löffel Sand von der Mitte fort und legt den Sand an den Rand des Tellers. Das wird immer schwieriger, denn verloren hat derjenige, der den Bleistift umstößt, und er muß ein Pfand geben, wenn durch ihn das Bleistift auf den Teller fällt.

Zu dem zweiten Pfänderspiel gehört ein feines Näschen und irgendetwas aus Mamas Küche, das starken Geruch verbreitet. Zum Beispiel ein bißchen Petersilie, eine Gewürznelke, eine Zwiebel, ein paar Kaffeebohnen usw. Ihr nehmt den betreffenden Gegenstand in eure Hände und haltet sie einem eurer Spielgefährten unter die Nase. Auf Grund des Aromas, das der Gegenstand verbreitet, muß der andere erraten, was sein Spielkamerad in der Hand hat. Auch hier werdet ihr eine ganze Menge Pfänder zusammenbekommen.